21/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Züge übers Meer!

Premiere auf der Fährroute Mukran–Klaipeda

Oldie-Parade

Geburtstagspartie der Autoveteranen in Tallinn und Riga

Wunschkind Fanny kam in der Berliner Charité zur Welt

Laser bringt Leben

★ Inhalt

Bildbericht
Freundschaftsbesuch Erich Honeckers in der UdSSR **Seite 4**

Kosmos
Spedition ins All **Seite 8**

Wirtschaft
Premiere in Mukran – Start der Eisenbahnfährlinie DDR–UdSSR **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 18**

Gratulation
Zum 80. Geburtstag des Bildhauers Fritz Cremer **Seite 20**

Sport
Jordanka Donkowas Jagd auf einen schon zum Denkmal gewordenen Rekord **Seite 24**

Wissenschaftsgeschichte
Die Forschungsreisen des Simon Pallas **Seite 26**

Serie
Heute und morgen in unserer Stadt: Neues im alten Quedlinburg **Seite 28**

Oper
Mit Tannhäuser im Bolschoi **Seite 30**

Poesie
Alexander Puschkin: Herbstmorgen **Seite 32**

Erzählung
Waltraut Fischer: „Die Gobi singt“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das bucklige Pferdchen“ **Seite 40**

Märchen
Wie eine Mutter zum Kuckuck wurde **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Motoristik
Oldtimerparade in Riga **Seite 46**
Der neue IKARUS-Reisebus **Seite 49**

Reisebericht
In den Bergen am „Mongolischen Meer“ **Seite 50**

Medizin
Laser als Geburtshelfer **Seite 52**

Titelfoto:
Martina Kaiser fotografierte in Boxberg Judith Opitz mit ihrem Baby Fanny

Redaktionsschluß für dieses Heft: **6. 10. 1986**

★ Im Blickpunkt

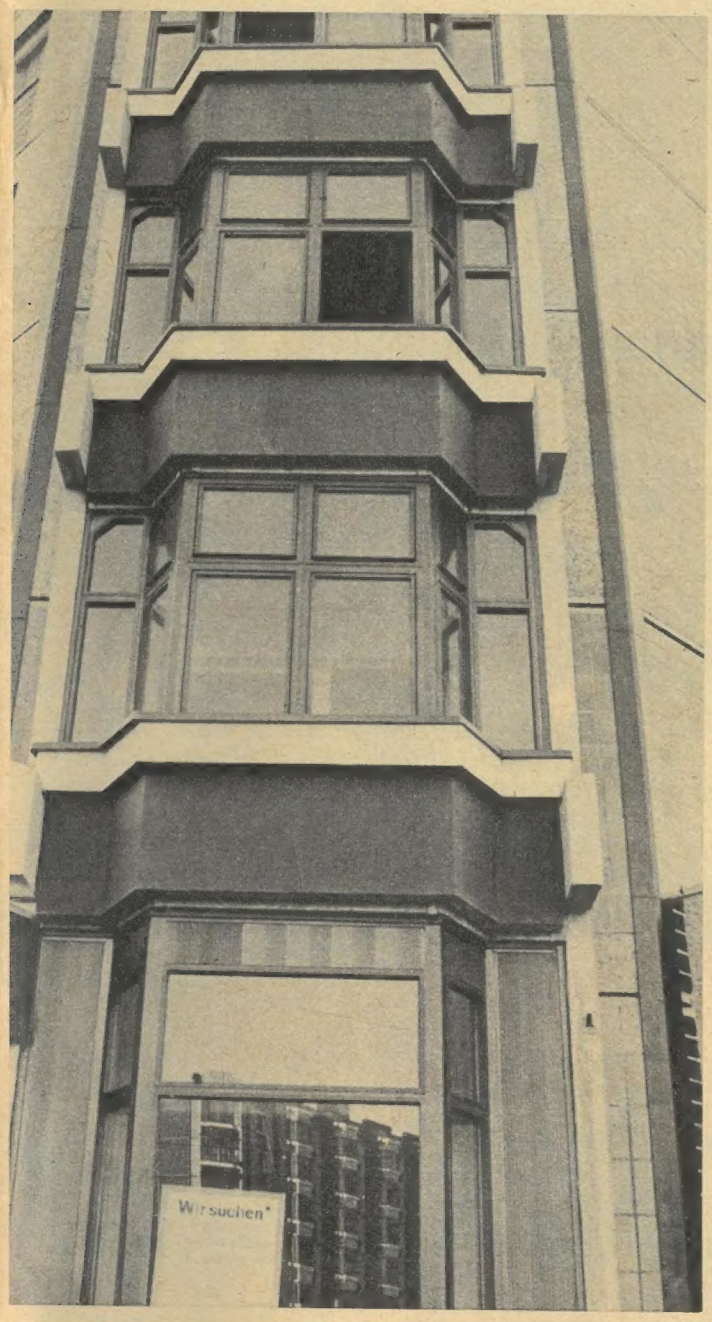
Im jüngsten Berlin, das es je gab

Bersarinplatz

Reinweg ins Schwärmen gerät er schließlich. Der nicht mehr ganz junge Mann. Als er von seinem Zuhause spricht, von seinem Kiez, wie man in Berlin sagt. Viele Jahre lebt er dort, hat in der Zeit viel mit angesehen.
Das war früher mal der Baltenplatz. Über ihn hat Otto Stollberg, Vorsitzender eines Wohnbezirksausschusses im traditionsreichen Berliner Arbeiterbezirk Friedrichshain (Foto rechts) geredet, ohne den alten Namen überhaupt zu nennen. Heute ist das nämlich der Bersarinplatz, von dem der alte Berliner vor dem Komitee der DDR zum 750jährigen Bestehen der Hauptstadt erzählte. Und da war keine Wehmut herauszuhören, als er die Hauptstraße beschrieb, die seine Gegend durchquert, die Frankfurter Allee. 1932 sah er sie so: Geschäft an Geschäft, Vergnügungsetablissements mit schreienden Lichtreklamen, eben eine Weltstadtmagistrale. Aber diese Fassade hatte Hinterhöfe, feuchte Kellerwohnungen, überfüllte, ungesunde Behausungen in den Mietskasernen. Da vegetierten Massen von Arbeitslosen mit ihren Familien. „Milljöh“ nannte

Vater Zille solche Ecken, in denen mancher Mensch mit seiner Wohnung „totgeschlagen wurde wie mit einer Axt“.
Als sich neben anderen auch Grundstücksspekulanten und korrupte, despotische Hausbesitzer getrollt hatten, lag Otto Stollbergs Karree in Schutt und Trümmern. Doch damals erhielt der alte Platz seinen neuen Namen. Als Ehrung für den legendären Kommandeur der 5. sowjetischen Stoßbrigade, die bei der Befreiung Berlins als erste zum Stadtzentrum vorstieß: Nikolai Bersarin. Und hier trafen sich schon im Oktober 1945 Berliner zum ersten freiwilligen Aufbaueinsatz. Hier leisteten die unvergessenen Trümmerfrauen ihre schwere Arbeit. Und ganz in der Nähe legte Wilhelm Pieck 1948 den Grundstein für das Hochhaus an der Weberwiese. Hier begann unser Nationales Aufbauwerk.
Jetzt ist der Bersarinplatz größtes Bauvorhaben im Friedrichshain. Magdeburger Bauleute haben den Komplex entworfen und sind dabei, ihn zu vollenden (Foto links: Die Maler Udo Crackau und Detlef Koch geben einem Neubau mit Farbe und Rolle den letzten Schliff). Schon heute bereitet ein Spaziergang rund um den Bersarin-Bau-Platz den Augen viel Freude: Fassaden mit honiggelber oder brauner Keramikverkleidung, verglaste Loggien und trotz industrieller Bauweise mit vorgefertigten Großplatten interessant aufgelockerte architektonische Einfälle. Und die einstigen finster-engen Hinterhöfe werden grüne Oasen sein.
Das ist es, und die „interessante und schöne Lösung für unseren Platz überhaupt“, was den alten Berliner Otto Stollberg ins Schwärmen geraten läßt. Recht hat er. Lebt er doch im jüngsten Berlin, das es je gab.

Klaus G. Eigenmann (Text)
Volker Hohlfeld, Lothar Willmann, Alfred Paszkowiak (Fotos)



„Hauptsache ist…“

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

NATO-Generale in der Hauptstadt des sozialistischen Deutschlands zu Gast. Weltbildschirmpremiere in der Deutschen Demokratischen Republik. Ehemals hohe Befehlshaber im Nordatlantischen Bündnis bei Erich Honecker.
Gewiß keine Kommunisten, keine Fans sozialistischer Staaten.
Gewiß mit ganz anderen Vorstellungen von der Gesellschaft, von der Art zu leben und zu wirtschaften. Und dennoch in einem mit uns einig: „Wir haben als Militärs in hohen Dienststellungen die Gefahren der Atomwaffen kennengelernt und erkannt, daß heute ein radikales Umdenken im militärischen und politischen Bereich not tut“ – so haben sie und einige Gleichgesinnte an den Generalsekretär der Vereinten Nationen geschrieben.
Ihren Film, eine Gemeinschaftsproduktion europäischer Medien (unter Beteiligung der Deutschen Demokratischen Republik) sah man in der UNO und in Wien, in London, Köln, Utrecht, Berlin (West) und San Sebastian. Er wird seinen Weg um die Welt fortsetzen. Denn es geht um die ganze Welt, um unseren unteilbaren Erdball. Alle wollen leben, so vielfache Ansichten es auch darüber gibt, wie das Leben organisiert werden soll.
„Radikales Umdenken“ also – im Sinne einer Bündnisbreite, wie es sie noch nie gab; über unterschiedliche Auffassungen vom Diesseits und Jenseits hinweg. Der nukleare Sprengkopf fragt nicht danach, ob der Erstickende, Verglühende ein Gebetbuch oder welches Parteibuch er in der Tasche trägt, ob er im Augenblick vor seinem Verlöschen flucht oder betet. Albert Einstein hat schon Anfang der vierziger Jahre aus Sorge vor dem Mißbrauch des Atoms für menschheitsfeindliche Zwecke „eine neue Art des Denkens“ gefordert, „wenn die Menschheit fortbestehen und sich zu einem höheren Niveau entwickeln soll“.
„Neue Art des Denkens“, „radikales Umdenken“ – das heißt: Krieg ist nicht mehr führbar, nicht gewinnbar; es gäbe weder Sieger noch Besiegte. Es wäre der letzte Krieg (aber das ist wenig tröstlich). Die Menschheit hat nur einen Planeten: Sie würde ihn vernichten, und damit sich selbst. Also: Verzicht auf militärische Überlegenheit; Rüstungsstopp auf der Basis von Gleichheit und gleicher Sicherheit (Vernichtungswaffen hat jede Seite ohnehin mehr als genug); schrittweiser Abbau jeglicher Rüstung; eine atomwaffenfreie Welt bis zur Jahrtausendwende.
Und sofortiger Teststopp. Das ist der Anfang. Um neue Waffen zu bauen oder vorhandene zu modernisieren, muß man ihre Wirkungsmöglichkeiten testen; wenn man nicht testen kann, ist es weniger wahrscheinlich, daß die betreffenden Kernwaffen eingesetzt werden, da man nicht sicher sein kann, ob und wie sie funktionieren. Vorräte aber, die nicht getestet werden können, würden veralten und müßten letztlich ausgesondert werden.
Der Teststopp i s t kontrollierbar: National, international und vor Ort. Die Sowjetunion hat das mehr als einmal angeboten. Amerikanische Seismologen haben mit sowjetischer Erlaubnis und Förderung in der Wüste von Kasachstan Kontrollen durchgeführt. Sie haben einen Kerntest messen können: Schall und Erschütterung kamen aus der Wüste von Nevada. Es war der 18. Kerntest der USA, seit die Sowjetunion keine Tests mehr durchführt.
Das Weltgewissen – nach Schiller „Das Weltgericht“ – ist wach geworden. Zehntausende Wissenschaftler und Ärzte schlossen sich „zur Verhinderung eines Nuklearkrieges“ zusammen. Mit dem Stadtrat von Alexandria im US-Bundesstaat Virginia hat sich gerade das nunmehr 173. Regionalparlament in den USA dem Appell an Washington angeschlossen, einen sofortigen Stopp aller Atomwaffenversuche zu beschließen und Verhandlungen mit der UdSSR aufzunehmen – mit dem Ziel, Nukleartests grundsätzlich und endgültig zu verbieten. Der frühere Bundespräsident Walter Scheel hat jetzt seine, von CDU/CSU-Politikern und -Journalisten angefeindete Rede als Broschüre herausgegeben: Er warnt „vor der sehr konkreten Gefahr“ einer Beschleunigung des Rüstungswettlaufs und spricht von einem geschwundenen Vertrauen zu der These, „man müsse die andere Seite durch die eigene überlegene Stärke zur Vernunft bringen; einen Ruck“ solle man sich geben, „miteinander zu reden und zu konkreten Vereinbarungen zu kommen“.
Das „neue Denken“ hat in Gremien Einzug gehalten, in denen der Wille von vielen Millionen verkörpert ist. Beim Kongreß des Weltgewerkschaftsbundes in Berlin war die Verurteilung jeglichen Vormachtstrebens und jeglicher nuklearer Hochrüstung einmütig. In der UNO-Vollversammlung waren es nicht nur die Außenminister sozialistischer Staaten – von Moskau über Peking bis Berlin: Auch Repräsentanten der Nichtpaktgebundenen (wie schon in Harare) und kapitalistischer Staaten mahnten zur Vernunft, zum guten Willen, zum Dialog.
Auf der Stockholmer „Konferenz über Vertrauensbildung und Abrüstung in Europa“ (KVAE) gab es Meinungsverschiedenheiten über Details, aber Einmütigkeit über das Wichtigste: Dialog und ehrenhafte Kompromisse machen Abrüstungsbeschlüsse möglich. Alles, was vorhanden ist und ausgenutzt werden kann, muß ausgelotet werden. Stockholm hat – nicht ohne konstruktive Unterstützung durch die Deutsche Demokratische Republik – Impulse gegeben für andere Abrüstungs-Beratungsrunden: Für Wien und Genf. Der politische Dialog kann zu konkreten Fortschritten führen, wenn – wie Erich Honecker sagte – „die legitimen Interessen aller Seiten berücksichtigt werden“.
Der sowjetische Außenminister riet vor der UNO, man solle weniger Sprengköpfe zählen als die Stimmen, die sich gegen vorhandene und neue Sprengköpfe erheben. Michail Gorbatschow hat Gefahren und Widerstand auf den einfachen, überzeugenden Nenner gebracht: „Hauptsache ist, daß wir am Leben bleiben, indem wir zusammenarbeiten und Erde, Ozean, Himmel und die gesamte Umwelt erhalten.“ Und diese „Hauptsache“ bestimmte auch seinen Vorschlag an Präsident Reagan, sich noch vor dem vereinbarten USA-Besuch zu treffen.

Moskau verehrte ihn

immer

FREIE-WELT-Bericht aus der sowjetischen Hauptstadt: Denkmal für Ernst Thälmann im Frunse-Rayon eingeweiht

Moskau verehrte ihn immer

Am 1. Mai 1923 begab sich Ernst Thälmann von der Moskauer Ehrentribüne zum Taganskaja-Platz, um auf einer Freundschaftskundgebung den Kampfesgruß der deutschen Arbeiter zu überbringen. Volksbildungskommissar Anatoli Lunatscharski kündigte ihn an: „Vor uns steht ein deutscher Arbeiter, aus Hamburg ist er gekommen. Ein Kommunist, Ernst Thälmann, spricht zu euch." Unter großer Begeisterung erhob „Teddy" die geballte Rechte zum Gruß „Rot Front!". Und so steht er heute auf dem Moskauer Ernst-Thälmann-Platz an einer der bedeutendsten Magistralen der sowjetischen Hauptstadt, am Leningradski Prospekt.

Als sich die deutschen Kommunisten Erich Honecker, Generalsekretär des ZK der SED, Herbert Mies, Vorsitzender der DKP, und Horst Schmitt, Vorsitzender der SEW, am Vormittag des 3. Oktober 1986 vor der soeben enthüllten Bronzestatue eines der populärsten Arbeiterführer unseres Jahrhunderts verneigt hatten, galt ihm ihr Rot-Front-Gruß, der Gruß der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung. Michail Gorbatschow, Generalsekretär des ZK der KPdSU, hatte gemeinsam mit den Repräsentanten der Thälmannschen Bruderparteien rote Nelken auf das Postament gesetzt; Irma Gabel-Thälmann, die Tochter des langjährigen Vorsitzenden der KPD, entfernte einige Tropfen des feucht-frischen Oktoberwetters aus ihrem Gesicht. Es war eine Stunde, die auch die Chronisten des Ereignisses nicht unberührt ließ.

Der Tag war nicht nur Erinnerung an jene zwölf Jahre bis 1932, in denen Ernst Thälmann rund zwanzigmal in der Sowjetunion weilte, um als einer der Führer der Kommunistischen Internationale an der Arbeit ihres Exekutivkomitees sowie an den Weltkongressen teilzunehmen. Michail Gorbatschow sprach davon, daß unsere Welt nicht mehr jener gleicht, in der Ernst Thälmann lebte und kämpfte, doch daß die Lehren seines Lebens, seine Warnungen vor der Gefahr des Faschismus und des Krieges auch heute gültig sind. „Die Geschichte wiederholt sich bekanntlich nicht. Aber die Lehren aus ihr zu ziehen – dazu sind wir alle verpflichtet." Die Welt bis zum Ende dieses Jahrtausends von Atomwaffen zu befreien, das ist im Geiste Thälmanns, der bei einem seiner letzten Besuche in Moskau vor dem Weltforum der Kommunisten leidenschaftlich und nachdrücklich erklärte, daß der Kampf um den Sozialismus Kampf um die Sicherung des Friedens ist.

„In Dankbarkeit eines Menschen zu gedenken, der sein ganzes Leben der Sache der Arbeiterklasse gewidmet hat", so Michail Gorbatschow – das war es Tausenden Moskauern wert, bei der feierlichen Einweihung des Monuments dabeizusein. Und mit ihrem Beifall unterstützten sie Herbert Mies, der erklärte: „Wir werden alles dafür tun, daß diesem Kämpfer auch in seiner Heimatstadt, in Hamburg, ein Denkmal errichtet wird."

Der Arbeiterführer träumte vom Sozialismus auf deutschem Boden, wie er heute in der DDR Wirklichkeit geworden ist. „Und das ist die beste Rechenschaft, die die deutschen Werktätigen Ernst Thälmann geben können", hatte Michail Gorbatschow betont. Erich Honecker berichtete den Moskauern von einer erfolgreichen Bilanz, die unser Volk im 37. Jahr des Bestehens der DDR ziehen kann.

Für den weiteren Verlauf dieses Tages ist der Satz Erich Honeckers kennzeichnend: „Hält man sich die Erfordernisse unserer Zeit vor Augen, vor denen die sozialistische Staatengemeinschaft insgesamt und jedes ihrer Länder stehen, so wird deutlich, daß auch die Zusammenarbeit der DDR und der UdSSR ein höheres Stadium erreicht."

Nach einem Treffen Michail Gorbatschows mit Erich Honecker, Herbert Mies und Horst Schmitt, das die Einheit der Positionen in allen erörterten Fragen, insbesondere was Frieden und die Sicherheit in Europa betrifft, bekräftigte, fand eine Begegnung der ersten Repräsentanten der KPdSU und der SED statt, dessen herzliche Atmosphäre auch die Journalisten spüren konnten.

Eines der Gesprächsthemen war die noch engere Verbindung von Sozialismus und wissenschaftlich-technischer Revolution durch die immer bessere Meisterung und Beherrschung von Hoch- und Schlüsseltechnologien auf entscheidenden Gebieten. Es wurden Vorschläge erörtert für eine breite Nutzung moderner Formen der Kooperation. Besonders hervorgehoben wurde die Bedeutung der Direktbeziehungen zwischen Vereinigungen, Kombinaten und Betrieben, der Schaffung gemeinsamer Wissenschafts- und Produktionskollektive sowie die gemeinsame Arbeit zur Qualifizierung der Kader. Es ging um die Vervollkommnung des politischen Systems des Sozialismus, der sozialistischen Demokratie und um die stärkere Einbeziehung der Werktätigen in die Leitung der Produktion.

Und wenn die Reporter länger, als sie angenommen hatten, auf die Beendigung dieses Treffens im Kreml zu warten hatten, konnte sie zumindest die Tatsache trösten: je enger die Freundschaft, desto umfangreicher der Gesprächsstoff.

Ein ereignisreicher Tag, der seinen Anfang nahm, als ein weißes Tuch das Monument Thälmanns in der sowjetischen Hauptstadt freigab und Michail Gorbatschow erklärte: „Ernst Thälmann, der einst Ehrendeputierter des Moskauer Stadtsowjets war, wird von nun an für immer ein Moskauer sein."

Klaus Taubert (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Während der Begegnung der führenden Repräsentanten beider Parteien und Staaten (Foto rechts)

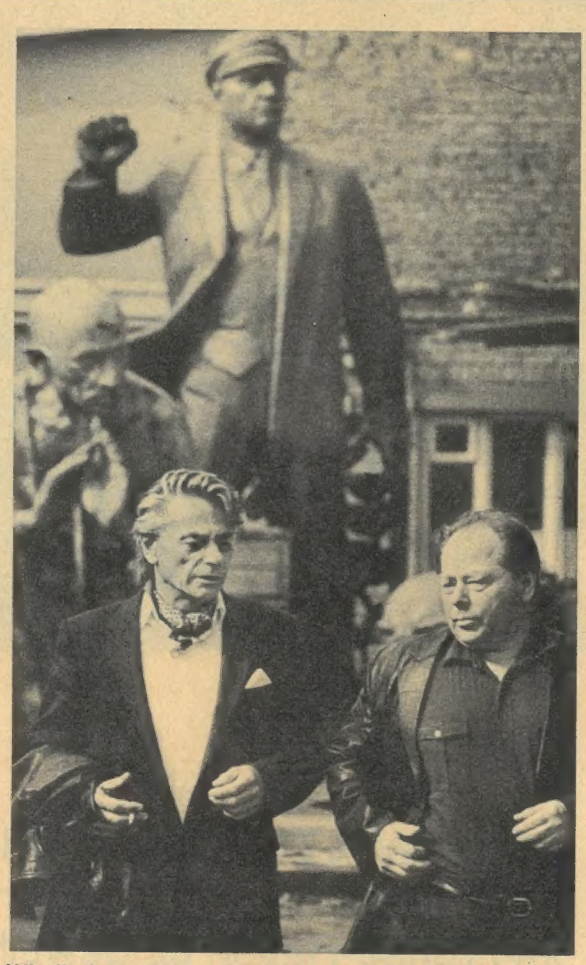
Erinnerung an eine Thälmanowka

In Mytischtschi, auf dem Gelände der Kunstgießerei am Rande von Moskau, sind wir – Wochen vor der Einweihung des Thälmann-Denkmals – mit den Brüdern Wladimir und Valentin Artamonow verabredet, den Schöpfern der fünf Meter hohen Bronzefigur. In der Halle Denkmäler von Lomonossow, Kalinin und Mahatma Gandhi.

Kraftvoll reckt sich die Gestalt des deutschen Arbeiterführers dem Betrachter zu, so, wie er uns von vielen Fotografien in lebendiger Erinnerung ist, von Massenkundgebungen im Berliner Lustgarten, Ansprachen auf KPD-Parteitagen…

Wladimir Artamonow erinnert sich: „Noch vor dem Kriege, ich war damals ein Kind, hörten wir das erste Mal den Namen Ernst Thälmann. Zu Hause, in der Schule, überall sprach man von ihm. Er war bei uns bereits sehr populär. Millionen Sowjetmenschen beteiligten sich an Protestaktionen gegen seine Einkerkerung, kämpften – wie überall auf der Welt – um seine Befreiung. Sein mutiges Auftreten gegen Faschismus und Krieg, für die Freundschaft zwischen den Völkern, hat ihm unsere Herzen geöffnet."

Damals gab's in allen Moskauer Kaufhäusern sogenannte „Thälmanowkas" – Mützen, wie sie Ernst Thälmann trug, und der kleine Wolodja Artamonow bat seinen Vater, ihm auch eine zu kaufen. Mit Stolz trug der Junge seine neue Kopfbedeckung.



Wladimir und Valentin Artamonow in der Kunstgießerei Mytischtschi

Dennoch, wirft Valentin Artamonow ein, die Verehrung eines großen Menschen und dessen künstlerische Gestaltung seien zwei ganz verschiedene Sachverhalte. „Wir wollten Thälmann nicht idealisieren, sondern ihn zeigen, wie er war – ein wahrhaft klassenbewußter Arbeiter, der sich zum Führer seiner Klasse entwickelt hat, der ein hohes Maß an politischer Kampferfahrung und an marxistisch-leninistischer Bildung erwarb, der ein wahrhafter Internationalist wurde und doch nie vergaß, wo er hergekommen ist, sich mit einfachen Menschen beriet…"

Die Artamonows haben sich, als sie sich am Wettbewerb beteiligten, den das sowjetische Kulturministerium ausschrieb, zunächst in die Archive und Bibliotheken zurückgezogen, Dokumente, Fotos, Biographien studiert, Kampfgefährten gefragt, sich mit Zeitzeugen besprochen. „Wir konnten viele neue Seiten seines Charakters, seiner reichen Persönlichkeit entdecken", sagt Wladimir Artamonow.

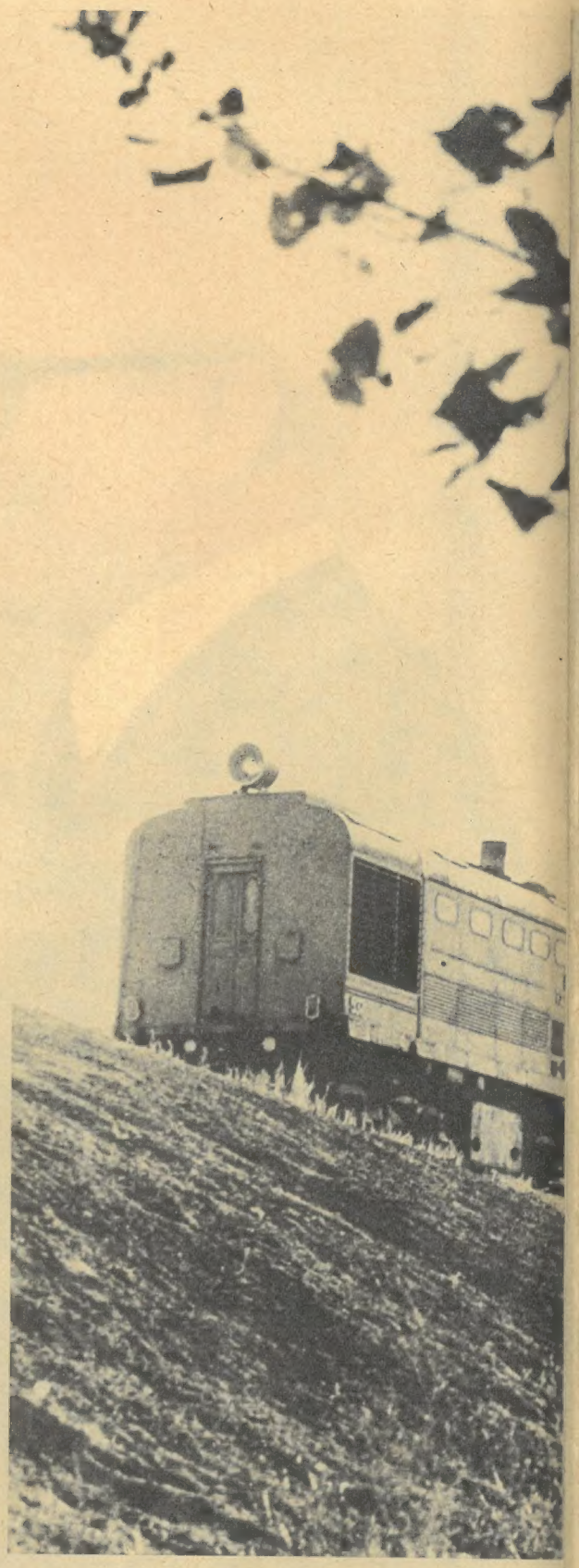
Skizzen, Vorstudien, Studien folgten danach: eine Halbfigur – aus einem Quader wachsend, eine Ganzfigur – Thälmann in Uniform des Rotfrontkämpferbundes. „Wir haben", sagt Wladimir Artamonow, „dann auch diese Entwürfe nicht gutgeheißen. Die Leitung des RFB war nur eine Funktion Ernst Thälmanns. Uns schien es wichtiger, zu einer Verallgemeinerung seiner historischen Gestalt zu kommen. Thälmann war ein überzeugender Redner. So kam es zu dieser Fassung."

Damit erhielt das Brüderpaar erstmals Gelegenheit, eine größere Arbeit in seiner Heimatstadt Moskau aufzustellen.

Jürgen Geitner

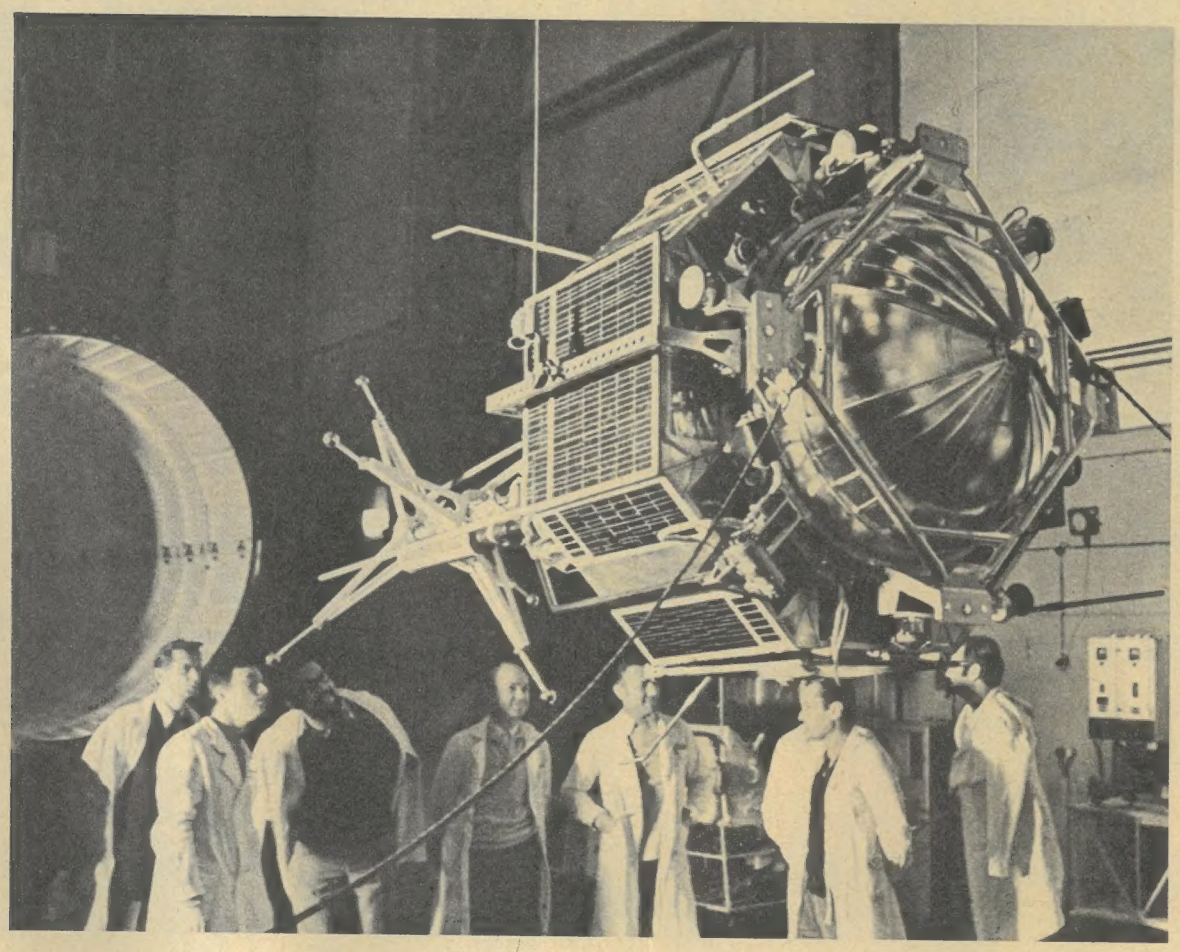
Auf dem Weg zum Hauptbahnsteig des Weltraumbahnhofes Baikonur schiebt die Diesellok behutsam ein fünfzig Meter langes Kosmos-Vehikel vor sich her. Durch die kasachische Steppe vom Montagehangar zur Startplattform. Im 5-km/h-Rangiertempo, ehe es mit 28 000 Stundenkilometer ins All geht. Ein „Interkosmos"-Sputnik, an dessen Ausrüstung die ČSSR und die DDR beteiligt sind, wird auf dem Kosmodrom Plessezk im hohen Norden der UdSSR in eine Raketen-Endstufe montiert, einer von über zwanzig sozialistischen Gemeinschaftssatelliten für wissenschaftliche Zwecke im erdnahen Raum.
Bilder, die Programme der sowjetischen Kosmonautik prägen.

Zweiunddreißig ausländische Satelliten wurden bisher in der UdSSR gestartet. Flugkörper aus der ČSSR, aus Frankreich und Indien. Zweiundzwanzig Piloten anderer Länder bestanden bisher im Sternenstädtchen das Kosmonauten-Examen, zwei weitere erwerben im nächsten Jahr ihre Raumfluglizenzen. Piloten aus zwölf Staaten flogen schon in fünfzehn verschiedenen Sojus-Raumschiffen; Kosmonauten aus zehn Staaten arbeiteten in zwei Salut-Stationen. Ausländische Instrumente und Ausrüstungen befanden sich bisher an Bord von über dreißig sowjetischen Mannschafts- und Frachtraumschiffen und von vier Orbitalstationen. Mehr als ein halbes Hundert automatischer kosmischer Flugkörper der UdSSR starteten mit Forschungsgepäck aus Instituten von über fünfzehn Ländern in erdnahe und interplanetare Gefilde.
Nun öffnen sich die Tore der drei sowjetischen Umschlagplätze von der Erde zum All noch weiter: Kapustin Jar in Wolganähe, schon 1946 als Raketen-Startplatz auserkoren, war für die DDR 1969 mit ihren ersten Kosmos-Geräten die Schwelle zur Schwerelosigkeit; Plessezk, 1960 als Kosmodrom vor allem für Wetter- und Nachrichtensatelliten sowie Forschungssputniks auf polnahen Umlaufbahnen geschaffen; schließlich Baikonur, ab 1955 zum kosmischen Hauptbahnhof ausgebaut, von dem aus Sigmund Jähn und die Jenaer Multispektralkameras MKF-6 und MKF-6M in den Orbit kamen.
Eine neue Raumfahrtorganisation – „Glawkos" – soll Erkenntnisse der Kosmosforschung und Kosmostechnologie schneller in die irdische Praxis überführen. „Glawkos" wird zugleich die technischen Mittel für internationale Weltallprojekte zur Verfügung stellen, Verträge mit anderen Kooperationspartnern abschließen und den Transport ausländischer Flugkörper in den Weltraum zu vorteilhaften kommerziellen Konditionen übernehmen. Über das Außenhandelsunternehmen „Licensintorg" und dessen neugeschaf-



Spedition „Glawkos" befördert Lasten ins All:

Kosmischer Fuhrbetrieb



fene Abteilung „Kosmos" übernimmt „Glawkos" als Weltallspediteur Frachten von ausländischen Firmen und Forschungsinstituten in Form von Satelliten und Instrumenten.
„Glawkos" baut auf die fast dreißigjährigen Erfahrungen und Erfolgsketten des Pionierlandes der Kosmonautik. „Glawkos" verfügt über einen einzigartigen Fuhrpark, bestehend aus den bewährten zuverlässigen Trägerraketen „Wostok", „Molnija", „Sojus", „Kosmos", „Vertikal" und „Proton". Immerhin haben diese feuerspeienden Lastenschlepper bisher 14 000 Tonnen Fracht und 2500 Flugkörper ins All gehievt. „Glawkos" bietet vor allem die mehrstufige Großrakete „Proton" für diesen neuartigen Güterverkehr an. Der sechzig Millionen PS starke Träger hat schon einhundertfünfzehnmal viele Tonnen schwere Flugkörper in den Orbit und zu interplanetaren Adressen befördert. Zum Mond und Mars, zur Venus und zum Halleyschen Kometen. Die Weltallspedition „Glawkos" offeriert vor al-

lem „Proton“ für Kommunikationssatelliten, die zu geostationären, also erdsynchronen Umlaufbahnen in über 35 000 Kilometer Höhe manövriert werden. Dieses Angebot ist besonders für Geschäftspartner in Afrika, Asien und Amerika interessant. „Glawkos“ hat als seriöses kosmisches Fuhrgeschäft stabile Beförderungstarife und präzise Transporttermine mit den entsprechenden Frachtbriefen und geregelten Frachtversicherungen.

„Glawkos“ speditiert mit „Proton“ zu günstigen Tarifen, die beiden Vertragspartnern Gewinn verspricht. Die „Proton“-Taxe liegt mindestens fünfunddreißig Prozent unter den Summen, die das beherrschende westliche Weltallmonopol der USA für Space Shuttle und die „Delta“- und „Titan“-Raketen fordert. Trotz zahlreicher Startverzögerungen, die sich über Monate und manchmal sogar über Jahre erstrecken und der unterschiedlichsten Transportschäden an den wertvollen Gütern bleibt die NASA bei ihrem harten, überhöhten Kurs; selbst jetzt, da die USA nach der „Challenger“-Katastrophe und drei Explosionen mit den unterschiedlichen Satelliten-Raketen über kein einsatzbereites kosmisches Trägersystem verfügen und vorläufig die abgeschlossenen Kontrakte mit obligatorischer Vorfinanzierung nicht erfüllen können.

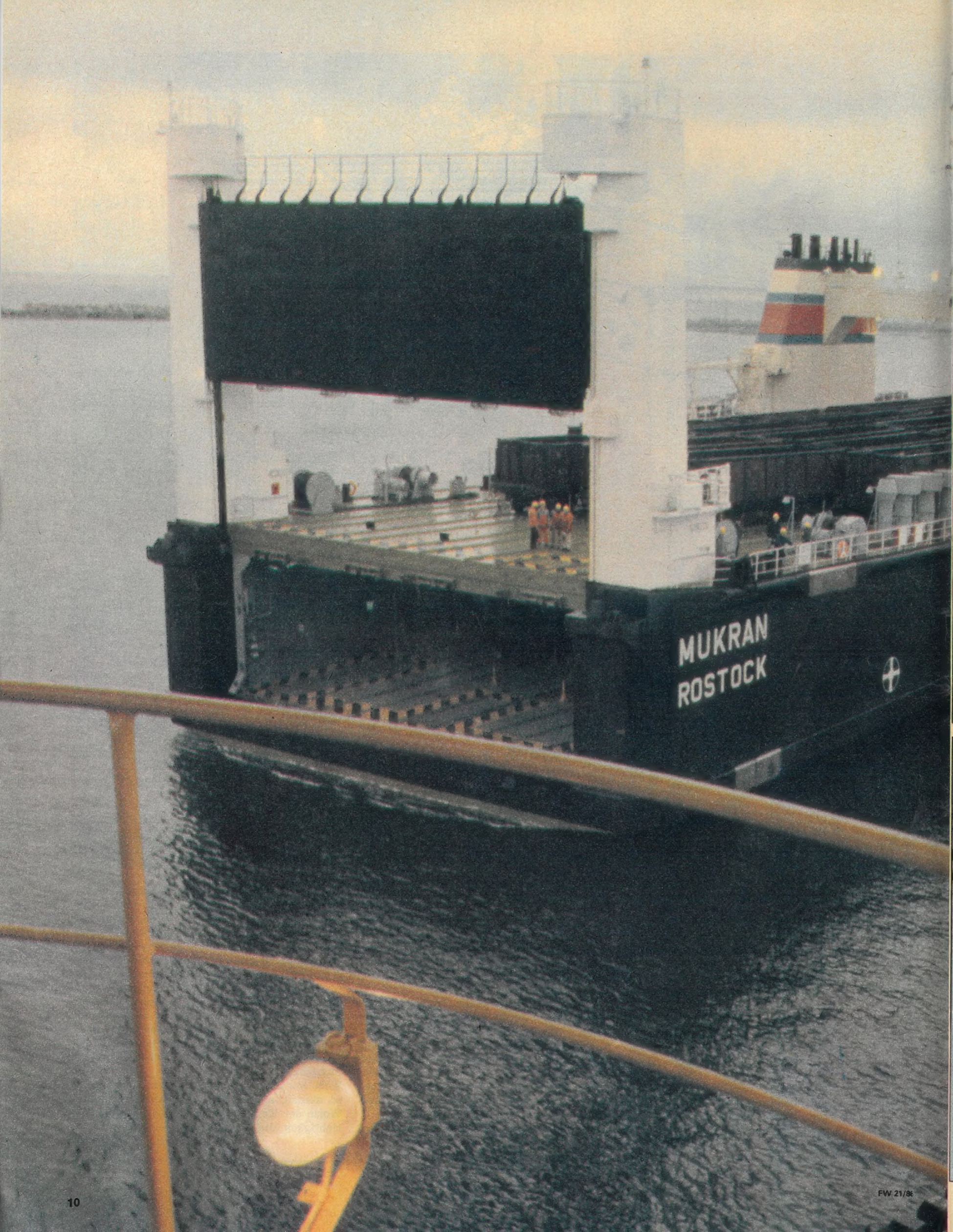
Der Zahlungsmodus ist nach Beförderungszuverlässigkeit und überlegener Transportpraxis der dritte Trumpf der „Glawkos“-Spedition. Für das komplizierte Manöver, einen geostationären Nachrichtensatelliten in die richtige Position über den Äquator zu bringen, sind Preise und Rabatt kalkuliert, die etliche Millionen Dollar unter dem NASA-Wucher liegen. Rabatt wird gewährt, wenn statt einem zwei oder drei Satelliten als kosmisches Frachtgut aufgegeben werden.

„Glawkos“ reiht sich in die Serie sowjetischer Initiativen ein, das Weltall ausschließlich zu einer Arena internationaler Zusammenarbeit zu machen. Die Offerte des kosmischen Fuhrbetriebes der UdSSR ist eine logische Folge jener Deklarationen, mit denen sich KPdSU und Sowjetregierung an die Staaten und Völker wandten, als der erste Sputnik und der erste Mensch unseren Planeten umkreisten: „Die Siege bei der Eroberung des Weltalls zählen wir nicht nur als Errungenschaften unseres Volkes, sondern der gesamten Menschheit. Mit Freude stellen wir sie in den Dienst aller Völker, im Namen des Fortschritts, Glücks und Wohles aller Menschen auf der Erde. Unsere Errungenschaften und Entdekkungen stellen wir nicht in den Dienst des Krieges, sondern in den Dienst des Friedens und der Sicherheit der Völker.“

Worte vor über einem Vierteljahrhundert. Worte, so aktuell, als seien sie erst heute verkündet. Worte der Kontinuität, Zielstrebigkeit und Aufrichtigkeit, die Alternativen von sich weisen.

Karl-Heinz Eyermann

Fotos: APN

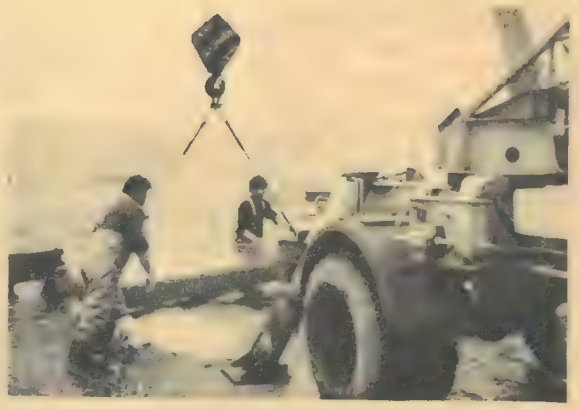

MUKRAN
ROSTOCK

FREIE WELT EXKLUSIV

„LEINEN LOS!"

Das Wort, das die Hafen- und Schiffbauer gegeben haben, ist erfüllt: Die erste Fähre auf der Route Mukran-Klaipeda fährt. Bei jeder Reise mit 103 Waggons vollbeladen über die blaue Straße der See. Noch vor sechs Jahren waren die Häfen, die Schiffe, die Linie erst eine Idee. 1981 beschloß der X. Parteitag der SED, das bisher größte Integrationsvorhaben im Verkehrswesen zwischen der DDR und der UdSSR zu verwirklichen. In einer Rekordzeit von 1625 Tagen haben Tausende von Werktätigen – ringsum im Hafen und weit in der Republik – das Werk vollbracht. FREIE WELT war von Anbeginn dabei. Mit jedem neuen Fährschiff werden mehr und mehr Güter ihren Weg über diese Seeroute nehmen: 100 000 Tonnen noch in diesem Jahr, später 5,3 Millionen Tonnen.
In Mukran und Klaipeda gaben uns nun Experten Auskünfte über Vorgeschichte, Projekt, Bau und Zukunft der neuen Fährverbindung zwischen Prorer Wiek und Kurischem Haff. Und FREIE WELT-Reporter erlebten, als am Tag der Premiere, dem 2. Oktober 1986, am Fährkai im neuen Ostseehafen von Mukran zum ersten Mal das Kommando erklang:

September '81: Saison-Stille
Neu Mukran, Ortsteil von Saßnitz mit nur 40 Einwohnern – als Hafenstandort auserkoren…



Oktober '81: Bau-Prolog
Künftiges Baugeschehen kündigt sich an – erste Vorarbeiten an Ufer und Steinstrand…

August '82: Hafen-Konturen
Erde im Umbruch – 4,7 Millionen Kubikmeter Bodenmassen sind auf dem Baufeld zu bewegen…

„Leinen los!“

FREIE WELT in Mukran: Experten stehen Rede und Antwort, auch auf eine Reihe von Fragen im Leserauftrag. Die Auskünfte für FREIE WELT gaben: Dipl.-Ing. Hans-Dieter Weiß, Leiter der Hauptabteilung Bauvorhaben Fährverkehr im Ministerium für Verkehrswesen der DDR und Leiter des Anfahrstabes (Bild oben: Mitte); Dipl.-Ing. Rudolf Sickert, Direktor der Komplexbauleitung Mukran des VEB Deutfracht/Seereederei; Dipl.-Ing. Piatras Krilavičus, stellv. Generaldirektor der Litauischen Seereederei; Dipl.-Ing. Kestutis Valiulis, Direktor der Großbaustelle Fährkomplex Klaipeda (siehe Foto auf der übernächsten Seite).

Warum die neue Fährlinie? Schaffen's Eisenbahn und Frachter nicht?

Hans-Dieter Weiß: Der gegenseitige Außenhandelsumsatz unserer beiden Länder wächst dynamisch. Er hat sich seit dem ersten Jahrfünft der siebziger Jahre im Wert verdreifacht, wird im Zeitraum von 1986 bis 1990 ein Volumen von 380 Milliarden Valutamark erreichen. Steigender Warenaustausch bedeutet wachsende Güterströme. Vor dem Verkehrswesen der DDR wie der UdSSR steht die Aufgabe, jährlich viele Millionen Tonnen Güter – Rohstoffe, Halbfabrikate, Fertigerzeugnisse – von einem Partner zum anderen zu bringen. Dabei stellen wir wiederholt fest, daß die bestehenden, traditionellen Schienen- und Seeverbindungen bis zu ihrer Kapazitätsgrenze ausgelastet sind; sie wirken, um es bildlich auszudrücken, für die Güterströme wie ein Nadelöhr. Daher mußten wir eine Lösung finden, die den Anforderungen der Gegenwart und der Perspektive, bis übers Jahr 2000 hinaus, gerecht wird…

Piatras Krilavičus: Die Erfahrung sagt uns, daß der Transport auf dem Wasser – und über See – die ökonomischste Transportvariante ist, in Rubel und Mark ausgedrückt: ein Mehrfaches billiger als die Beförderung der Güter zu Lande, auf Schiene oder Straße. Das gilt insbesondere für Massengüter, aber auch für Stückgüter. Allerdings gibt es auch beim Seetransport traditionelle, aufwendigere sowie moderne rationelle Methoden. Das Beispiel macht es deutlich: Wollten wir die Ladungsmenge von 5,3 Millionen Tonnen an Stück- und Spezialgütern – wie sie künftig von den sechs Fähren pro Jahr befördert werden – mit herkömmlichen Stückgutfrachtern transportieren, brauchten wir dafür an beiden Küsten jeweils vierzehn bis sechzehn neue Kaiplätze, überdies in jedem der beiden Häfen fünftausend bis sechstausend zusätzliche Arbeitskräfte für den Umschlag der Güter…

Wer hatte die Idee? Seit wann reifte das Projekt?

Hans-Dieter Weiß: Die Idee hat nur einen „Vater“ – das ist die sich zunehmend vertiefende sozialistische ökonomische Integration. Damit die Vorteile von Spezialisierung, Kooperation und Arbeitsteilung voll zur Geltung kommen, müssen alle ausgetauschten Güter den Empfänger im Partnerland zuverlässig, rationell und rasch erreichen – unter Gewährleistung hoher Qualität und hoher Effektivität auch beim Transport. Diese Frage steht unablässig im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit, ist zwischen uns anhaltend im Gespräch. Erste gemeinsame Überlegungen, eine stabile, ökonomische und leistungsfähige „Brücke übers Meer“ zu schaffen, reichen bis in die frühen siebziger Jahre zurück. Die konkrete Arbeit begann 1979. Im Jahr danach nahm sie zielgerichtete Formen an: Die XXIX. Tagung der Paritätischen Regierungskommission beauftragte eine gemeinsame Expertengruppe, gründliche und komplexe Untersuchungen darüber anzustellen, wie durch Einführung neuer Transporttechnologien die Außenhandelstransporte der kommenden Planzeiträume zu sichern sind…

Gab es zum Fährverkehr Alternativen? Welche Chancen boten Container- oder Ro/Ro-Verkehr?

Hans-Dieter Weiß: Alle nur denkbaren Varianten wurden sorgsam erwogen, ausgiebig geprüft: Erstens die Erweiterung bestehender Häfen, zweitens der Einsatz von Container- und Ro/Ro-Schiffen, drittens der Ausbau der Schienenwege mit Normalspur oder sogar Breitspur. Bei den Untersuchungen zeigte sich, daß sowohl die drei Seehäfen der DDR – Wismar, Rostock und Stralsund – als auch die Ostseehäfen der UdSSR ihre Leistungsgrenze erreicht haben. Sofern sie ihre Kapazitäten noch entwickeln können, werden diese voll von den Außenhandelsbeziehungen und Seetransporten mit anderen Ländern in Anspruch genommen. Für die Vielfalt an Ladung auf dem Weg zwischen DDR und UdSSR – vom kleinen Karton bis zur großen Industrieausrüstung – erwies sich der Container- oder Ro/Ro-Verkehr als zwar schnell und effektiv, aber nicht universell genug. Alle „Denkmodelle“ zu den Schienenwegen brachten nicht zufriedenstellende Resultate, unter anderem hätten sich die beträchtlichen Investitionen erst nach einer unvertretbar langen Zeit amortisiert. Am Ende aller Untersuchungen ergab sich die Einrichtung eines Eisenbahn-Güterfährverkehrs als die optimale Transporttechnologie. Zum Beispiel reduziert sich die Transportzeit gegenüber dem Landweg um wenigstens drei Tage.

Weshalb fiel in der UdSSR die Wahl auf Klaipeda? In der DDR auf Mukran?

Piatras Krilavičus: Die Suche nach der bestmöglichen Transportart – was schließlich zum Vorschlag des Fährverkehrs führte – schloß ein, für die neu zu bauenden Fährhäfen die günstigsten Standorte zu finden. An der sowjetischen Ostseeküste wurden dafür ins Auge gefaßt: Tallinn, Riga, Ventspils, Klaipeda und Kaliningrad. Im Ergebnis der Untersuchungen, woran eine Vielzahl von Experten mitwirkten, wurde unserer Hafenstadt Klaipeda der Vorzug gegeben. Der ungefähr zehn Kilometer südlich der Haffmündung und unseres Seehafens entstandene neue Fährkomplex liegt im Landschutz der Kurischen Nehrung. Das Haff bietet den Fähren ein breites, ruhiges Fahrwasser, das im Winter maximal zehn Zentimeter zufriert, also von Hafenschleppern mühelos offen gehalten werden kann. Klaipeda gilt deshalb unter den sowjetischen Ostseehäfen als der einzige, der „eisfrei“ bleibt. Nah und günstig ist auch der Anschluß ans Eisenbahnnetz…

April '83: Helikopter-Starts
Steine für Piers und Molen am Hubschrauber-Haken – Kranflüge der INTERFLUG beginnen…

Mai '83: Schienen-Vorteil
Erstes Gleis in Mukran – das Baustellengleis Süd; fast alles Material rollt nun per Zug…

August '83: Unterwasser-Bau
Caissons für Seepfeiler wachsen in den Seegrund – Einstieg via Druckausgleichs-Schleuse…

Hans-Dieter Weiß: Es ist klar, daß bei der Wahl des Standortes jeder Partner seine Entscheidung selbständig und in eigener Verantwortung traf, natürlich unter Beachtung des gegenseitigen Vorteils. Dieser ergibt sich im Seeverkehr zuallererst durch das Erreichen des kürzesten Seeweges: 506 Kilometer sind wirklich die geringstmögliche Entfernung! An unserer Küste standen zunächst drei Makra-Räume zur Debatte; sieben mögliche Standorte wurden geprüft: Im Raum Rostock – Breitling und Markgrafenheide, am Greifswalder Bodden – Gristow und Bahlkow, auf der Insel Rügen – Möwenort, Glowe und Mukran. Die Untersuchungen führten uns zur Erkenntnis, daß Saßnitz/Mukran der am besten geeignete Standort ist. Er liegt unmittelbar an der See, an der Fernverkehrsstraße 96 und der Eisenbahnmagistrale Berlin–Stralsund–Saßnitz, die noch über Reserven verfügt. Die Fähren finden bereits nach wenigen hundert Metern vom Ufer tiefes Fahrwasser; die nautischen Bedingungen – wie Ansteuerung, Eis-, Wind- und Nebelverhältnisse – sind vorteilhaft. Die Inanspruchnahme der Fläche für den Fährhafen erforderte keinen großen Eingriff in Gebietsstruktur und Landschaft…

Was alles mußte entstehen, damit die Waggons rollen, die Fähren fahren können?

Rudolf Sickert: Unser Großbauplatz an der Prorer Wiek bietet viel Neues, verlangte in mancherlei Hinsicht unbekannte Schritte: Erstmalig in der DDR mußten umfangreiche Bauten vor der Küste, in der ungeschützten See, errichtet werden. Zum Beispiel die 1320 Meter lange Nordmole, Schutz für Hafenbecken, Kais und Fähranlagen vor hohem Seegang. Im Extremfall können an der Nordküste Rügens Wellen bis zur Höhe von fast fünf Metern auftreten. Gleichfalls wuchsen die 220 Meter lange Fingerpier sowie der erste Abschnitt der Südmole in die See hinein. Überdies wurde Land aufgespült – die Insel Rügen also um einige Quadratme-

Spuren im Sand – Schritte zum Hafen. Tausende von Menschen sind seine Erbauer.

März '84: Schlepp-Manöver
Mole wächst in See – mittels absenkbarer Schwimmkästen, groß wie ein Einfamilienhaus ...

April '84: Küchen-Rekorde
Bauleute aus dem ganzen Land – Küche „wie bei Muttern"; schon 1000 Portionen pro Tag ...

August '84: Bau-„Zirkus"
Neuer Umzug für Bauwagen – noch näher ran ans Geschehen (Bauabschnitt Seeportal) ...

„Leinen los!"

FREIE WELT in Klaipeda: Tischrunde im Haus der Litauischen Seereederei: mit Piatras Krilavičus und Kestutis Valiulis (Bild oben: Zweiter und erster von rechts).

ter vergrößert! Das Herzstück des neuen Hafens ist das Seeportal mit der Zweietagen-Fährbrücke und der sich anschließenden Hochbrücke. Als unverwechselbare Landmarke zeigt sich den Seefahrern der Schornstein des Zentralen Heizhauses, der die Hafen- und Bahnanlagen überragt. Zu ihnen gehören: die erste 240 Meter lange, dreischiffige Umladehalle, über deren Rampen die Ladung zwischen den Normal- und Breitspurwagen umgeschlagen wird, die Umachshalle für das Wechseln der Drehgestelle an den Breitspurwagen, außerdem Stellwerke, Dienst- und Sozialgebäude, Instandsetzungswerkstätten und anderes, das ich wegen der Vielzahl nicht im einzelnen aufzählen kann ...

Kestutis Valiulis: Von den Kais am nördlichen Ufer bis hinter den ersten Rangierpark der Eisenbahn stehen alle Bauten und Hafenanlagen bei uns in Klaipeda auf ‚Neuland'. Um am dichtbebauten Haffufer Platz für den neuen Fährkomplex zu finden, haben wir am südlichen Rande der Stadt eine anderthalb Kilometer lange, schmale Landzunge – an ihrer Spitze war sie ursprünglich nur sieben Meter breit – in gesamter Länge auf beinahe dreihundert Meter verbreitert. Eine Halbinsel ist daraus geworden – aufgespült aus 1,5 Millionen Kubikmeter Sand. Wir konnten ihn beim Vertiefen des Seekanals und Anlegen des Wendebeckens für die Fährschiffe vom Grunde des Haffs gewinnen. Weil sich unsere beiden Fährhäfen in ihrer Bestimmung und Funktion gleichen, ähneln sie sich auch in ihrem Aussehen: Seeportal, Zweietagen-Fährbrücke, Hochbrücke – all das gibt es wie in Mukran. Daneben stehen Dienstgebäude, wobei das eine von einem hohen Dispatcher- und Kontrollturm überragt wird. Auf den Bau von Umlade- und Umspurhallen konnten wir verzichten.

Weiter landein haben die Eisenbahner Stellwerke, Trafo- und Pumpstationen, eine Lok- und Wagenhalle sowie Dienst- und Sozialgebäude errichtet ...

Was ist „Spitze" bei Brücke und Schiffen?

Hans-Dieter Weiß: Die Linie ist eröffnet, die erste Fähre schwimmt auf See. Damit wurde im Eisenbahn-Güterfährverkehr eine neuartige Technologie praxiswirksam, die eine Spitzenleistung darstellt: Die Zweideck-Fährschiffe werden am Kai mittels einer Zweietagen-Fährbrücke *direkt* bedient. Dadurch entfallen der Bordlift für die vertikale Bewegung der Wagen, die Bordlokomotiven und die Drehweichen, wie sie andere große Eisenbahn-Güterfähren, die zumeist Dreideck-Schiffe sind, brauchen. Während solche Fähren, die zum Beispiel auf den Routen Travemünde (BRD)–Hanö (Finnland) sowie Iljitschowsk (UdSSR)–Warna (VRB) verkehren, für die Ent- und Beladung von etwa gleichviel Eisenbahnwagen acht bis zwölf Stunden benötigen, dauert die Bedienzeit bei unseren Schiffen, einschließlich ihrer Ent- und Versorgung, lediglich vier Stunden. Der Vorteil liegt auf der Hand: Schnellere Abfertigung bedeutet höhere Transportleistung, mehr Rundreisen der Schiffe, vergrößerte Kapazität der Linie. Ferner können unerwünschte Schiffsliegezeiten, verursacht durch Störungen an der komplizierten Transporttechnik an Bord, bei uns nicht auftreten. Unsere Linie Mukran–Klaipeda ist übrigens die zweitlängste Eisenbahn-Fährverbindung an den Küsten Europas ...

Kollidieren nicht Häfen und Umwelt? Wie harmonieren Bauten und Landschaftsschutz?

Rudolf Sickert: Schon bei der Projektierung unseres Fährhafens wurde, begünstigt durch seine Lage im Einschnitt zwischen dem Dreschenberg im Norden und einer bewaldeten Erhebung im Süden, weitgehend Rücksicht auf den Erhalt der Landschaft genommen. Natürlich lassen sich die Anlagen und Gebäude nicht im Gelände verstecken! Doch sie verändern das natürliche Bild kaum, fügen sich gut in die Landschaft ein. Eine zusätzliche grüne Zone wird das ihre dazu beitragen. Die berühmten Mukraner Feuersteinfelder sind vom Bau unberührt geblieben, bleiben für jedermann zugänglich. Der Umweltschutz hat sehr strenge Forderungen an uns gestellt, was umfangreiche Maßnahmen erforderte. So sind zum Beispiel die Wostevitzer Teiche das Trinkwasserreservoir für Saßnitz. Um sie zuverlässig zu schützen, wurde nördlich des Hafens und des Fährbahnhofs ein mehrere Kilometer langer Fanggraben angelegt, der das vom Dreschenberg ablaufende Wasser sammelt. Durch einen unterirdischen Kanal fließt es als reines Grundwasser zu den Teichen. Das Oberflächenwasser des Hafengeländes nimmt der südliche Fanggraben auf, führt es zur Abwasser-Reinigungsanlage, von wo es sauber in die Ostsee geleitet wird. Es kann als Indiz für unsere Haltung zum Umweltschutz dienen, wenn ich erinnere, daß das erste fertiggestellte Bauwerk des Hafens eben diese Abwasser-Reinigungsanlage gewesen ist ...

Kestutis Valiulis: Die Kurische Nehrung und die Ufer des Kurischen Haffs sind eine große Erholungszone. Das legte uns besondere Verpflichtungen auf. Ich glaube aber sagen zu können, daß wir der Natur sogar Besseres zurückgeben, als wir von ihr vorgefunden haben: Eine unscheinbare Landzunge wurde zur ansehnlichen Halbinsel, die künftig einen sandigen Badestrand bietet, es weiterhin ermöglicht, eine Boots- und Jacht-Ausleihstation einzurichten, massenhaft Angler anziehen wird. Selbstverständlich wurden auch bei uns Drainagen und – beiderseits der Halbinsel – Fanggräben angelegt, die das Haffwasser vor Schmutzwasser schützen. Wir haben zwei kleine Sandinseln, die der Volksmund „Schweinebuckel" nannte – und die der Schiffahrt seit ewigen Zeiten ein Hindernis gewesen waren –, weggebaggert, haben eine stärkere Energie-Fernleitung errichtet, die eine verbesserte Stromversorgung der Ferienorte auf der Kurischen Nehrung sichert ... Natürlich gefiel es uns nicht, als beispielsweise mitten beim Termindruck der Baggerung im Haff die Fischereiaufsicht jede Weiterarbeit stoppte. Es war die Zeit des Laichzugs der Fische, und uns blieb nichts anderes übrig, als die Forde-

August '85: Brücken-Montage
Im Schrittmaß des Baus – Brückenträger auf dem Weg; 45 Meter lang, 500 Tonnen schwer...

Februar '86: Hafen-Etappe II
Gründung der Betonfundamente für Hochbrücke II – Auftakt zur nächsten Runde beim Bau...

April '86: Wohnungs-Einzug
Bergen Rothensee – neue Heimatanschrift für Familien von Hafenbauern, Hafenleuten...

rung gewissenhaft zu befolgen...

Warum schwimmen Breitspurwaggons über See? Können sie auch ins Binnenland rollen?

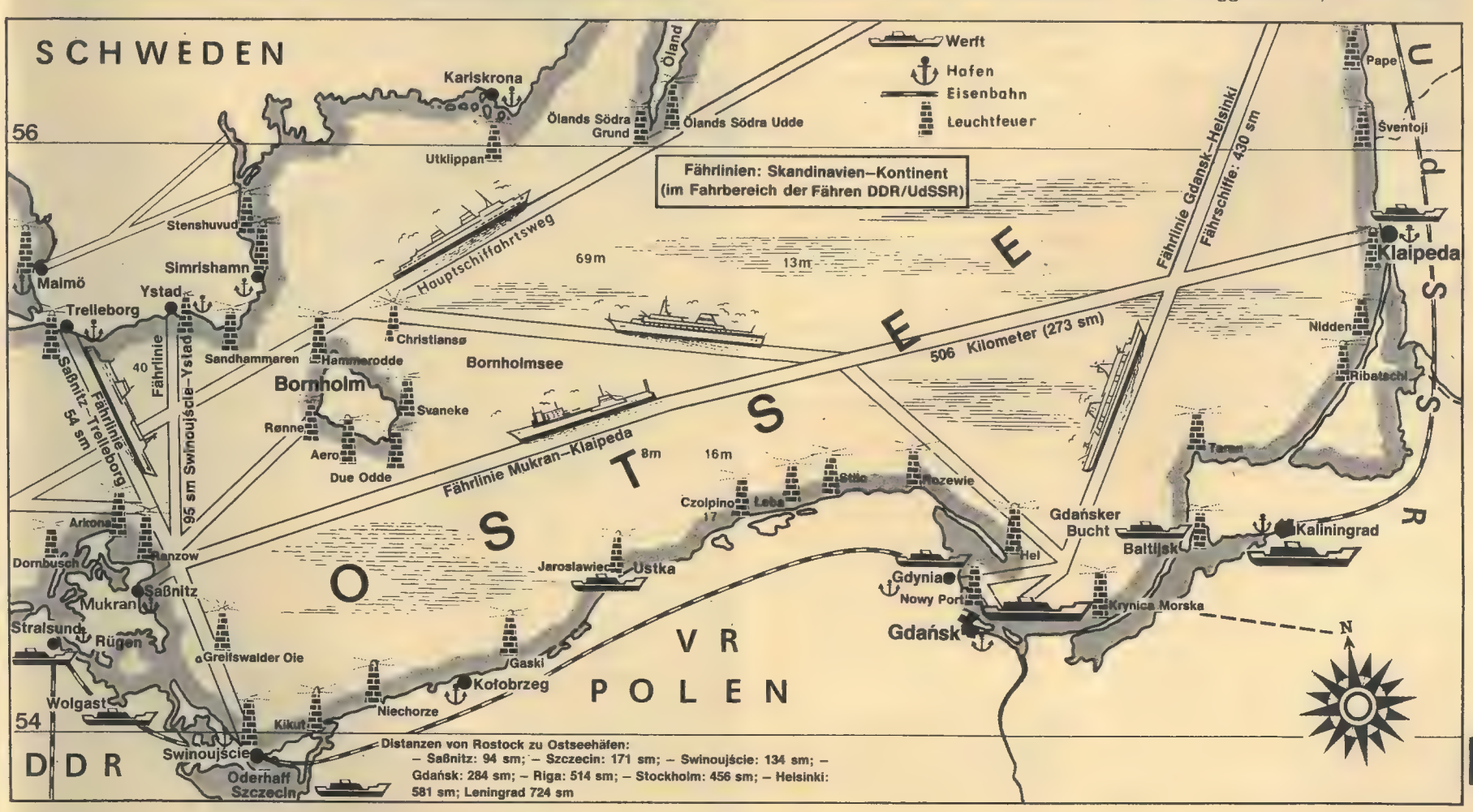
Hans-Dieter Weiß: Die Entscheidung, daß die Fährschiffe für den Transport von Breitspurwagen konstruiert werden, fiel bereits in einer frühen Phase. Denn dazu lagen ausgiebige Erfahrungen von anderen Fährrouten vor, der UdSSR als auch Finnlands. Breitspurwagen der Spurweite 1520 Millimeter können mehr tragen, bieten mehr Fläche und Raum. Bereits die ersten Berechnungen zeigten, daß die Kapazität der Fähren um dreißig Prozent höher liegt, wenn nicht Normalspurwagen der Spurweite 1435 Millimeter sondern Breitspurwagen eingesetzt werden. Oder anders gesagt: Wir hätten drei Fähren mehr gebraucht, um die gleiche Menge an Gütern pro Jahr zu transportieren... Wenn alle sechs Fähren im Einsatz sein werden, haben wir in den beiden Umladehallen, die es dann in Mukran geben wird, täglich rund 250 Breitspurwagen zu entladen und wieder zu beladen. Weil für die Ent- und Beladung eines vierachsigen Breitspurwagens durchschnittlich zwei zweiachsige Normalspurwagen erforderlich sind, müssen im Normalspurbereich pro Tag etwa 1000 Wagen behandelt werden. Ein gewisser Anteil der Breitspurwagen – ungefähr zehn Prozent – wird umgeachst, kann dort, wo das Strekkenprofil der Reichsbahn es ermöglicht, ins Binnenland rollen. Wir sind überzeugt, daß sich im Verlauf der Zeit der Anteil umgeachster Wagen erhöhen wird...

Kann's der Rügendamm verkraften? Wird die Nord-Süd-Magistrale bald elektrifiziert?

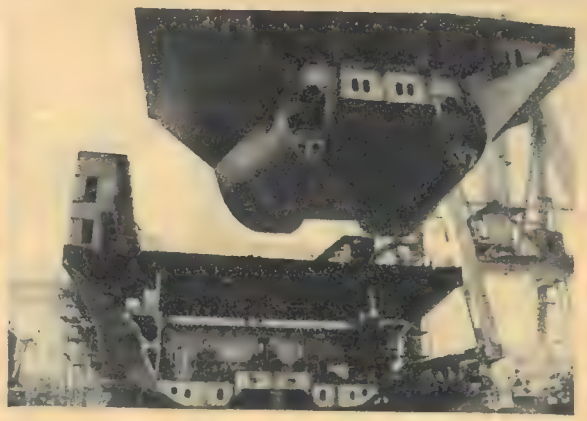
Hans-Dieter Weiß: Sobald auf der Strecke vor und hinter dem Rügendamm einige zusätzliche Baumaßnahmen der Eisenbahn verwirklicht sind, kann er die Ladungsmengen des neuen Fährverkehrs – später pro Tag etwa dreißig Züge in beiden Richtungen – ohne weiteres bewältigen. Der Passagierverkehr wird nicht beeinträchtigt. Es stellt sich indessen die Frage, ob der Rügendamm überhaupt den künftigen Erfordernissen der Verbindung der Insel mit dem Festland genügen kann. Das gilt für die Straße wie für die Schiene. Die Rügendammbrücke, die ein halbes Jahrhundert alt ist, galt einstmals als „technisches Wunderwerk" – sie war die erste geschweißte Brükkenkonstruktion der Deutschen Reichsbahn. Doch die Schweißtechnik war damals noch nicht ausgereift. Eine generelle Rekonstruktion der Damm-Brücke-Verbindung wird unumgänglich. Darüber sind Untersuchungen bereits weit gediehen. Eine komplexe Lösung im Straßen- wie im Schienenverkehr kann erwartet werden. Einbezogen ist auch die Ziegelgrabenbrücke. Was die Elektrifizierung der Nord-Süd-Eisenbahnmagistrale Berlin–Stralsund–Saßnitz betrifft, kann ich sagen: sie ist schon im Gange...

Wann kommen die nächsten Fähren? Können auch Passagiere reisen?

Piatras Krilavičus: Die zweite Fähre, der wir bei der Schiffstaufe den Namen „Klaipeda" geben werden, wächst zur Zeit auf der Helling der Mathias-Thesen-Werft Wismar heran. Sie wird unter sowjetischer Flagge fahren, in der Flotte



April '84: Zukunfts-Blicke
Rendezvous am Wismarer Werftkai – Schiffbauer sehen das Messe-Modell der künftigen Fähren…



Oktober '84: Helling-Motive
Montage in Großsektionen – das erste Fährschiff („Mukran"), einige Zeit nach Kiellegung…

August '85: Etappen-Ziel
Nach Schiffstaufe und Stapellauf – die „Mukran", glücklich zu Wasser gebracht…

„Leinen los!"

unserer Litauischen Seereederei. Unsere Seeleute erwarten sie voll Ungeduld, freuen sich, ihr „Flaggschiff" im kommenden Jahr auf See zu führen. Die „Klaipeda" wird unter unseren nahezu vierzig Frachtern das größte Schiff sein. Ihr werden die Schwesternschiffe „Vilnius" und „Kaunas" folgen. Der Vertrag sieht vor, daß wir sie Ende 1987 sowie 1989 in Dienst stellen…

Hans-Dieter Weiß: Die Fähren der DDR werden die Namen „Mukran", „Greifswald" und „Wismar" tragen. Unser zweites Fährschiff kommt im Verlauf des Jahres 1988, das dritte 1989. Alle Fähren sind reine Eisenbahn-Güterfährschiffe. Ein Transport von Fahrzeugen oder Passagieren ist auf ihnen nicht vorgesehen, weil für Auto- und Passagierfähren ganz andere Bau- und Klassifizierungsbedingungen gelten…

Was bringt der neue Hafen den Rügenern? Wer hält ihn „mobil"?

Rudolf Sickert: Als wir Bauleute im Frühling vor vier Jahren auf die Insel kamen, hat man uns keineswegs überall gleich mit offenen Armen empfangen. Es gab mancherlei Skepsis. Das hat sich inzwischen grundlegend verändert. Denn was mancher vielleicht befürchtete, ist nicht geschehen: Wir haben nicht das Unterste zuoberst gekehrt. Statt dessen erhält Rügen – im Zusammenhang mit unserem Bau – über tausend neue Wohnungen, gebaut in Sagard, Bergen und später in Saßnitz, außerdem Wohnheime mit fast dreitausend Plätzen. Das wird den Rügenern bleiben, wenn wir eines Tages wieder fortgehen. Wir haben vorhin vom Umweltschutz gesprochen, deshalb will ich es erwähnen: Von unserem zentralen Heizwerk beispielsweise profitiert auch Saßnitz, weil es durch den Bau einer Heizfernleitung möglich ist, in der Stadt mehrere kleine, bei weitem weniger umweltfreundliche Heizanlagen stillzulegen. Nocht etwas: Die Rügener wie ihre Gäste können fortan im Selbstwählfernverkehr kreuz und quer durchs ganze Land telefonieren… Unser Hafen hat wahrhaftig viele neue Impulse ausgelöst – auf der ganzen Insel! Wir haben beispielsweise zweitausend neue Arbeitsplätze nach Rügen gebracht, dem territorial größten Kreis der DDR, in dem bis heute die Landwirtschaft vorherrscht. Eisenbahnern, Seeleuten, Umschlags-Facharbeitern bieten sich gute Chancen; Technologen, Ingenieure, Ökonomen, die mit elektronikgesteuerten Anlagen sowie mit der EDV arbeiten, finden ein reiches Betätigungsfeld. Ich bin überzeugt, daß nicht nur von Rügen und von der Küste, sondern auch aus anderen Bezirken der DDR noch viele kommen werden, um hier zu arbeiten und für immer zu bleiben…

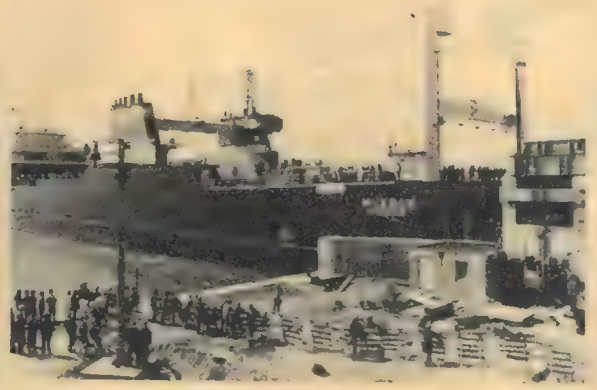
Was verlangt der Endspurt? Wann sind die Bauleute am Ziel?

Kestutis Valiulis: Wir haben eine „heiße Phase" hinter uns. Aber schon kündigt sich die nächste an. Allerdings sind wir inzwischen erfahrener, sind vorbereitet und können ihr gelassener begegnen: Ich meine den Bau des zweiten Fährbrückensystems. Schon im Winter beginnt die Montage der Hubtürme für das nächste Seeportal. Wir haben Grund, allen, die seitens der DDR am Entstehen der ersten Brücke beteiligt waren, zu danken: Es ist ein Bauwerk, das am Ufer des Kurischen Haffs unsere Gemeinsamkeit, unsere Partnerschaft symbolisiert.

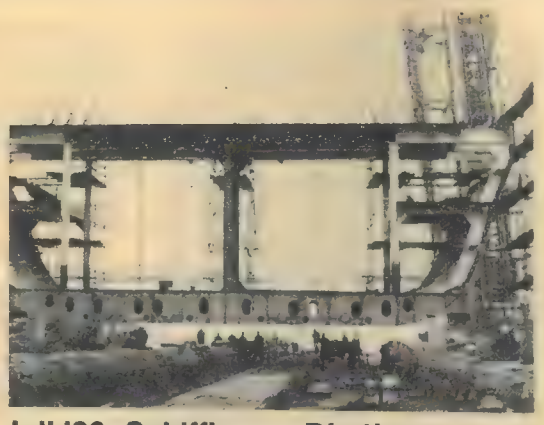
Hans-Dieter Weiß: An beiden Ufern beginnt eine neue Etappe der Arbeit: „Fahren und Bauen" ist nun die Devise! Das verspricht gleichermaßen interessant wie schwierig zu werden, verlangt neue Ideen und Lösungen. Doch die Kraft des Kollektivs, das alle Bewährungssituationen überzeugend bestanden hat, wird auch das Bevorstehende meistern.

Interviews/Text: Helmuth Pelzer
Fotos: Detlef Christel (8), Lothar Willmann (1), Hanjo Volster (5), ADN-Zentralbild (4), W. Olm (1), Günter Ewald (1), Gottfridas Tapinas (1), A. Semljanitschenko (1), Deutfracht/Seereederei (1)
Redaktion: Wolfgang Scheel

Mai '85: Titanen-Kräfte
Brückenhaus-Montage – mit einem „Griff", dank Schwimmkran „Goliath" samt Sekundant…



Juni '86: Kai-Erprobung
Die „Mukran" erstmals am Kai von Mukran – „Härtetests" für Brücke und Schiff folgen…



Juli '86: Schiffbauer-Rhythmus
Erste Sektion für zweite Fähre („Klaipeda") – nächstes Jahr kommt sie auf See…

Die „Mukran" an Pier und Seeportal von Klaipeda, schon Alltagsbild im Fährhafen am Kurischen Haff. Doch FREIE WELT sieht – in gezeichneter Vision – der Zeit voraus.

KLAIPEDA

MUKRAN

Stadt der 3000 Baudenkmäler

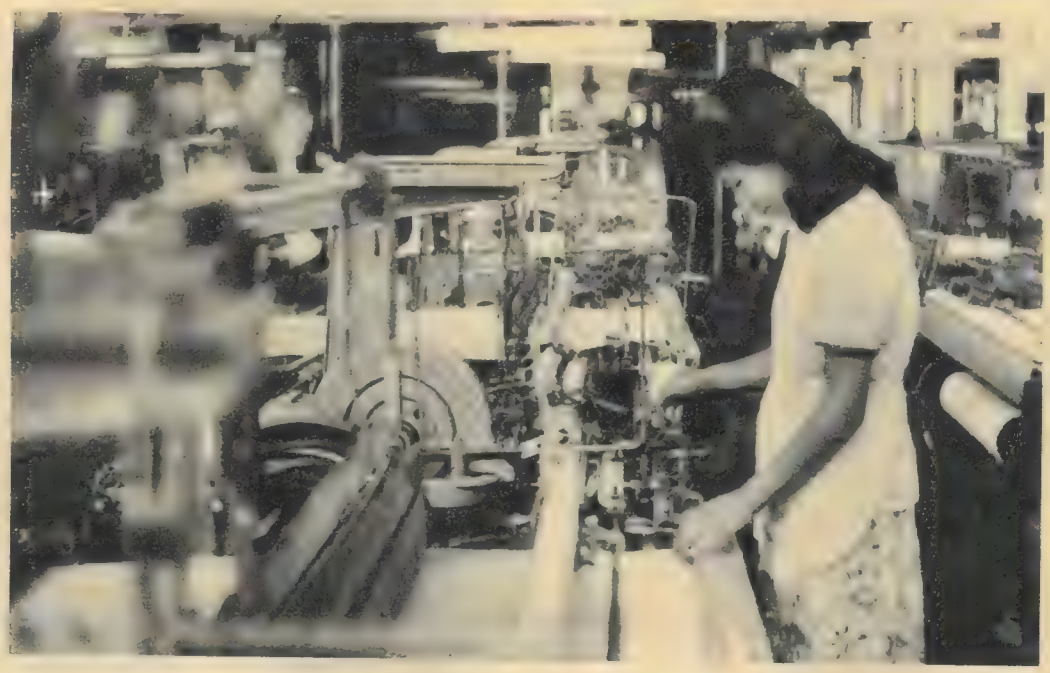
Im Stadtzentrum von Kraków (VR Polen) läuft gegenwärtig eine Aktion zur Beseitigung aller Kohleöfen, an deren Stelle Gas- oder Zentralheizungen treten. Jüngste Maßnahmen der 1978 begonnenen Sanierung der alten Bauwerke dieser geschichtsträchtigen Stadt. Weitere Schritte, um schädigende Umweltfaktoren auszuschalten, wurden eingeleitet: Die Schornsteine der Industriebetriebe im Umkreis erhalten Elektrofilter, und die alten Koksbatterien der Leninhütte werden durch umweltfreundliche, hermetisch gesicherte Großzellen ersetzt. Seitdem der Altstadtkomplex von Kraków von der UNESCO auf die Liste der zwölf bedeutendsten Objekte des Weltkulturerbes gesetzt wurde, die unbedingt für die nachkommenden Generationen zu erhalten sind, bekamen die Restaurierung und denkmalpflegerischen Arbeiten Aufwind. Geldsammlungen begannen, und dem Fond – jährlich aus staatlichen Finanzen gespeist – flossen beträchtliche Spenden von Privatpersonen, von in- und ausländischen Betrieben zu. Künstler gaben Sonderkonzerte, deren Reinerlös sie für die Erhaltung der Baudenkmäler Krakóws bestimmten. Seither wurden für die Restaurierung und Instandsetzung von 460 Objekten fast 3 Milliarden Złoty ausgegeben. Gründlich erneuert wurden der Marienturm und der Veit-Stoß-Altar. Das berühmteste Restaurant Polens, das „Wierzynek“, über das Legenden von königlichen Gelagen aus dem Mittelalter erzählt werden, erwartet nunmehr seine Gäste in zwei liebevoll neugestalteten Häusern am Marktplatz. Bald sollen ins Nachbargebäude, das Hetmanshaus, Krakóws jüngstes Museum, das Museum für Geschichte der Fotografie, und die Krakówer Fotografische Gesellschaft einziehen. Gegenwärtig arbeiten im Wawel-Schloß Bergleute des Unternehmens „Hydrokop“. Sie führen in der Drachenhöhle Arbeiten aus, um sie vor Erdbewegungen zu schützen. Im alten Glanz öffnet das Hotel „Pod róza“ (Zur Rose), in dem Honoré de Balzac während seines Krakówer Aufenthalts wohnte, seine Pforten. Auch das Grandhotel ist den Besuchern der Wawel-Stadt bald zugänglich. Hier mußten ebenfalls Bergleute über Schächte unter die alten Fundamente absteigen, sie inspizieren und an verschiedenen Stellen absichern. – Kraków ist im zweiten Weltkrieg zum Glück unversehrt geblieben, obwohl die faschistische Wehrmacht vorhatte, die meisten Gebäude in die Luft zu jagen. Sprengladungen, Zünder und Zündschnüre waren schon gelegt. Doch das blitzartige Umgehungsmanöver der Roten Armee unter General Iwan Konew rettete die Stadt mit den dreitausend Baudenkmälern…

Jacek Balcewicz, INTERPRESS

„Drachen“ auf dem Bett

Mit Phjòngjanger Seide kommt jeder Besucher der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik spätestens dann in Berührung, wenn er sein Hotelzimmer betritt: Das Bett ist zugedeckt mit einer festlich roten oder grünen Tagesdecke aus Seide, in die farbige Drachenmotive eingewebt sind (der Drache ist in der asiatischen Fabelwelt das Symbol des Glücks). Ein kleines, gleichfalls eingewebtes Signet am Rande weist aus: Es handelt sich um ein Produkt aus dem hauptstädtischen Textilkombinat. Die Geschichte dieses mit 17 000 Beschäftigten größten Textilkombinats des Landes reicht zurück bis in das Jahr 1948, berichtet bei einem Rundgang durch die schier endlosen Säle der Spinnereien, Zwirnereien, Webereien (Foto unten), der Färberei und Druckerei der stellvertretende Kombinatsdirektor Zon Tä Gil (Foto rechts). Nachdem die Partei nach der Befreiung zunächst die Lösung des Ernährungsproblems in Angriff genommen hatte, stellte sie als zweites die Bekleidung des Volkes auf die Tagesordnung. Das war die Geburtsstunde des heutigen Kombinats, das inzwischen neben dem Stammbetrieb vier weitere komplexe Produktionsstätten in Phjòngjang hat. In den Jahren nach der US-amerikanischen Aggression von 1950 bis 1953 wurde in dem Maße, wie die KDVR eine immer leistungsfähigere Textilindustrie aufbaute, das Produktionsprogramm in dem hauptstädtischen Kombinat umprofiliert. Nicht mehr Kleider-, Hemden- oder Anzugsstoffe werden hier gewebt, sondern Stoffe vor allem für Bettwäsche. Praktisch jeder Bürger der KDVR bettet sich heute zur Nacht in Stoffe, die im Phjòngjanger Textilkombinat gewebt und zum großen Teil auch bedruckt wurden. Zweite Säule der Produktion sind Dekorationsstoffe, fügt der stellvertretende Direktor hinzu, also Stoffe für Gardinen, Steppdeckenbezüge sowie für Polstermöbel. Die Seidenweberei ist gewissermaßen das internationale Aushängeschild des Kombinats, denn die hier gewebten Stoffe gehen zum größten Teil in den Export. „Hauptsächlich in die sozialistischen Länder“, informiert Zon Tä Gil, „aber auch in verschiedene Staaten Afrikas und nach Kanada.“ Neben einfarbigen, lediglich in sich gemusterten Seidenbrokatstoffen herrschen traditionelle koreanische Dekors vor: vor allem kunstvolle Drachenmotive, aber auch verschiedenartige Blüten- und Pflanzenmuster, die übrigens alle von der betriebseigenen Designabteilung entworfen wurden. Besonders begehrt im Ausland sind die traditionellen Dekors. Sie sind ein regelrechter Exportschlager. Obgleich im Kombinat vorwiegend Kunstfaser verarbeitet wird – neben Seide verfügt die KDVR über keinerlei Naturfaserproduktion –, erreicht der Export seidener Dekorationsstoffe nahezu 20 Prozent der Gesamtproduktion von 170 Millionen Quadratmetern Stoff im Jahr. Dieser für koreanische Verhältnisse vergleichsweise hohe Exportanteil wurde erzielt, so der stellvertretende Direktor, dank der strikten Leistungs- und Qualitätskontrolle in allen Produktionsabschnitten. Große Schautafeln in jedem Saal weisen aus, welche Ergebnisse und welche Qualität die einzelnen Brigaden Tag für Tag erreicht haben. Sobald eine Schicht beendet und ausgewertet ist, trägt ein junges Mädchen, mit Pinsel und Farbtopf bewaffnet, die neuesten Zahlen ein. „So weiß jeder zu jeder Zeit, wo sein Kollektiv im sozialistischen Wettbewerb steht“, meint Zon Tä Gil. Zugleich kann sich jeder ausrechnen, was er am Monatsende in seiner Lohntüte zu erwarten hat. Denn wie in allen Betrieben wird auch hier das sozialistische Leistungsprinzip konsequent angewendet. „Das ist zweifellos einer der Gründe“, fügt der stellvertretende Direktor hinzu, „warum es uns gelungen ist, den Anteil der Stoffe erster Wahl auf 85 Prozent zu erhöhen.“ Die materielle Interessiertheit der Beschäftigten – drei Viertel sind Frauen – am Betriebsergebnis soll es auch ermöglichen, die durchschnittliche Pro-Kopf-Produktion im Kombinat in den nächsten zwei bis drei Jahren um 50 Prozent zu erhöhen. Um dies zu erreichen, bietet der Betrieb kostenlose Qualifizierungsmöglichkeiten an, honoriert er großzügig Vorschläge zur Verbesserung vorhandener technischer Anlagen.

Hartmut Kohlmetz

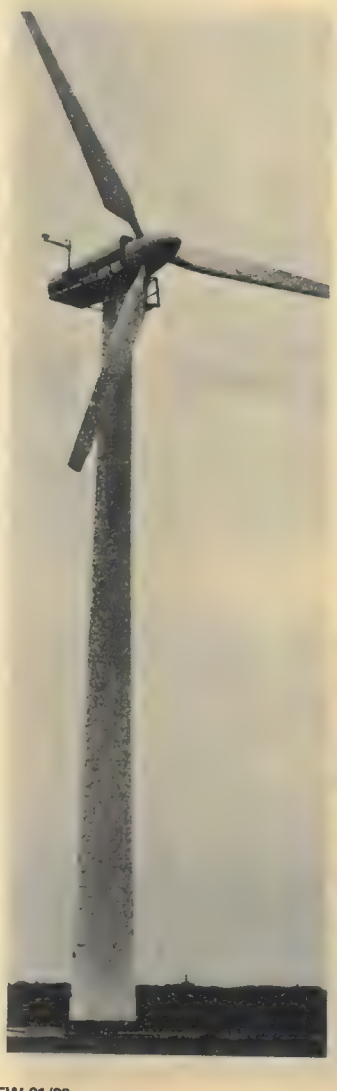


Klinikprogramm

12 Augenkliniken werden bis 1989 in zwölf Großstädten der UdSSR gebaut. Einen entsprechenden Auftrag übernahm die finnische Baufirma POLAR. Vorbild für die neuen Häuser ist die Moskauer Augenklinik (Foto oben). Die neuen Kapazitäten ermöglichen jährlich 200 000 Operationen nach der Methode des weltbekannten Professors Fjodorow (FW 6/86).

Rennrasse

„Koktaschski", eine neue Pferderasse, ist im Gestüt gleichen Namens gezüchtet worden. Vierbeiner aus diesem Betrieb, einem der größten in der Bergrepublik Tadshikistan, erfreuen sich auch bei traditionellen Wettkämpfen wie „Kys-Kuu" großer Beliebtheit.



Windstrom

Unterschiedliche internationale Erfahrungen mit Windkraftwerken halten die Energetiker der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik nicht davon ab, mit diesen modernen „Windmühlen" zu experimentieren. An der Westküste des meerumspülten Landes wurde jetzt bei Onchon der erste stromspendende Propeller angelassen. Das Zwei-Generatoren-Windkraftwerk, eine koreanische Eigenentwicklung, versorgt umliegende Neulandfarmen mit zusätzlichem Strom.

Brückenecke

Bei Tianquan (Bezirk Chengdu) entstand diese originelle Brücke. Sie gehört zu den Neubauten der Verkehrsplanung Chinas, dessen Netz ausgebauter Straßen gegenwärtig etwa 700 000 Kilometer umfaßt. Einschließlich unbefestigter Transportwege wird es auf 1 Milliarde Kilometer geschätzt.

Liebling der Jugend Pletnjow

Er ist zwar kein Junge mehr, sieht aber immer noch so aus. Ein neunundzwanzigjähriger Junggeselle, Wahl-Moskauer aus Archangelsk. In einer der kleinen Gassen am alten Arbat lebt er bei seiner Mutter. Am Klavier schon ein Großer, als Gilels noch lebte, jetzt ein hochgeachteter Kollege solch pianistischer Wundertäter wie Richter und Berman. Mit sechzehn eroberte er beim Pariser Grand Prix der Musikjugend die Herzen seiner Zuhörerschaft im Sturm, mit einundzwanzig avancierte er zu einem der brillantesten Goldmedaillengewinner in der Geschichte des Tschaikowski-Wettbewerbs. „Auf eine solche Erscheinung wie ihn haben wir in der Welt des Klavierspiels lange gewartet", sagte einmal der Sofioter Musikprofessor Konstantin Ganew, nachdem er diesen Michail Pletnjow gehört hatte. Auf seiner ständigen Suche nach Vollkommenheit sei Pletnjow am Klavier wie ein Architekt. Er baue musikalische Werke wie ein Gebäude und sei an der Seite seines Lehrers Jakow Flier ein „Belcanto"-Pianist mit außergewöhnlichen technischen Fertigkeiten geworden. Und was in letzter Zeit immer häufiger zu beobachten ist: Gerade die Jugend mag ihn über alle Maßen. Sie ist Pletnjows Stammzuhörerschaft. Gründe dafür gibt es viele. Der junge pianistische Weltstar kommt an – mit seinem Spiel und seiner Kontaktfreudigkeit. Wenn er sich mit seinen Fans trifft, hat er immer etwas zu sagen. Er tut das sehr originell, besitzt eine bildhafte Sprache und kann seine Gedanken klar und für alle verständlich äußern. Dabei spricht er über sein Streben nach Vielfalt, die ohne ein Höchstmaß an „stillem Arbeitsfleiß" nicht zu erreichen sei. Allein in der letzten Saison stellte Pletnjow seinen Zuhörern die Mozart- und Beethovensonaten vor, Werke von Schumann und Grieg, Präludien und Fugen Schostakowitschs, auch das selten gespielte zweite Klavierkonzert von Saint-Saëns. Er packte Haydn, Schumann, Chopin, Tschaikowski und Ravel in einen solistischen Abendauftritt, trat zu seiner eigenen besonderen Freude mit dem Borodin- und dem Vilnius-Quartett auf, stand auch schon am Dirigentenpult und leitet überdies eine Klasse für Klavier am Moskauer Konservatorium. Und wenn er über all diese anstrengende Arbeit erzählt, spricht er auch über die Zeit, die er nicht hat. „Denn wie das tägliche Brot brauche ich auch einen Freiraum für meine Studien", sagt Pletnjow. „Ich glaube, daß man nicht immer ein und dasselbe tun kann. Manchmal ziehe ich mich sogar in die totale Stille zurück, dorthin, wo nichts an Musik erinnert. Und allmählich kommt die schöpferische Beziehung zur Musik wieder, und dann stärker als sie vorher war." Und wenn er gefragt wird, warum sein Klavierspiel dem Gesang so nahe sei, verweist er auf Rachmaninow und Rubinstein. „Sie spielten so! Für sie war Ausdruckskraft das A und O der Interpretation." Es komme darauf an, „beim anderen anzukommen, denn meiner Meinung nach braucht jeder Mensch die Musik, nicht nur ich allein". Musik müsse immer mit „frischem Atem" erfüllt sein: „Vor dem Zuhörer soll ein lebendiger Bach und ein lebendiger Mozart entstehen! Den Lebenssinn eines Künstlers verstehe ich im Begreifen seiner eigenen Notwendigkeit. Denn nichts ist wichtiger, als den Menschen jene Schönheit mitzuteilen, die aus Musik herauszuhören ist."

Tatjana Tolkanowa

Redaktion: V. Hempel; Fotos: V. Billeb, H. Kohlmetz (2); APN (1); TASS/S. Shukow; INTERPRESS (2); ZB/HSIN-HUA, Sun Zhongjing; Repro (1)

Fritz Cremer zum 80. Geburtstag

Ich habe guten Grund, eine gute Zukunft vorauszusehen!

Lieber Fritz Cremer!
Als wir vor elf Jahren in Ihrem Atelier Stöße von Zeichnungen durchsahen, ordneten, verglichen, uns gemeinsam für dieses Blatt und nicht für jenes daneben entschieden, als wir so Ihre Ausstellung im Berliner Alten Museum und später die im Duisburger Lehmbruck-Museum vorbereiteten, haben Sie viel erzählt. Sie lasen selbstgedichtete Pamphlete aus dem roten Brigadetagebuch aus den fünfziger Jahren vor, sprachen über Pläne, regten sich über Ewiggestrige auf, kommentierten wiedergefundene Arbeiten, beantworteten Fragen. Sie sprachen engagiert mit treffend gewählten Worten, bald heiter, sich glücklicher Begebenheiten erinnernd, überlegend, erfreut, wenn Ihnen die Praxis des fortschreitenden Sozialismus schließlich doch recht gegeben hatte, mitunter auch erregt, nicht laut, über das anders und besser zu Machende.
Nie mit dem Gegenwärtigen zufrieden, im heute Erreichten die morgen zu lösenden Aufgaben erkennend, sind Sie von schöpferischer Ungeduld getrieben. Als Kommunist nehmen Sie Anteil an allem, was in der Welt geschieht, ergreifen Partei. Meist gibt Ihnen die Zeit recht. Aber Sie scheuen sich auch nicht, eigene Irrtümer und Fehler zu benennen. Es geht Ihnen nicht nur darum, teilzuhaben am Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, sie wollen ihn auch mit allen schöpferischen Kräften mitschaffen. Ihnen ist wichtig, ob Ihre Werke verstanden werden, ob sie wirken und verändern, unwichtig, wie sie stilistisch eingeordnet werden. Ihre Mahnmale sind in vielen Ländern bekannt und geachtet.
Das Buchenwald-Denkmal, die Müttergruppe in Ravensbrück, die „Bleiche Mutter Deutschland“ in Mauthausen wurden zu Sinnbildern des antifaschistischen Charakters unseres Staates. In allen großen Kunstmuseen der DDR und in vielen bedeutenden Sammlungen des Auslands sind Arbeiten von Ihrer Hand vertreten. In Karl-Marx-Stadt steht der „Galilei“. Der „Aufsteigende“ kündet im Park der UNO in New York von der den gesellschaftlichen Fortschritt verteidigenden Position der DDR. Ihr Schaffen ist das, was man wirklich volksverbunden nennt. Viel Wichti-

Fritz Cremer bei den Bronzegießern in Leningrad, wo 1970 der erste Guß des „Galilei“ entstand (links unten). Der Bildhauer vor dem Entwurf zu einem Denkmal für die Oktoberrevolution, in dem bekannte Gestalten aus seinem Gesamtschaffen zu einer originellen Bildlösung weitergeführt werden (Bild rechts).

ges hatten und haben Sie auch in Worten mitzuteilen. So ehren wir Sie zu Ihrem achtzigsten Geburtstag, indem wir das von Ihnen selbst zur Sprache Gebrachte mit Genuß und Gewinn uns zu eigen machen.

Herzlichst
Ihre Christine Hoffmeister

Christine Hoffmeister ist stellvertretende Direktorin der National-Galerie

Ich habe guten Grund ...

„‚Er steht auf den Knien', dies sagte Konstantin Simonow, als er in meinem Atelier kürzlich meine letzte Arbeit ‚Galilei' besichtigte. Ich war und bin ihm dankbar für diese seine Worte. Erlösten sie mich nämlich einerseits von meiner eigenen Unzufriedenheit gerade in bezug auf das formale Problem des Kniens dieser Figur, so lösten sie andererseits mancherlei neue gedankliche Assoziation in mir aus.
Der zum Widerruf auf die Knie gezwungene Galilei bekam durch die Bemerkung Simonows neue gedankliche Dimensionen. Sie schien mir wie die Weiterführung eines der Grundgedanken Brechts in seinem Stück ‚Leben des Galilei' zu sein, wonach es uninteressant sei, ob Galilei selbst das berühmte Wort gemurmelt oder das Volk in seiner Entwicklung den bedeutsamen Ausspruch ‚und sie bewegt sich doch' geprägt habe. Darüber hinaus bestätigte seine Bemerkung meine Absicht, in meiner Figur nicht den aus irgendwelchen Gründen auch immer erklärbaren angeblichen Verrat an der Wissenschaft zu verdeutlichen, sondern ihn eher umzukehren in die Warnung ‚Menschen, seid wachsam!'
Ich fühle mich als einer von vielen, die im Namen der bisher immer noch besten Denkweise, nämlich der des historischen Materialismus, die Pflicht, aber auch das Recht beanspruchen, an der stetigen Veränderung der Welt teilzunehmen. Und da diese Welt bekanntlich und trotz alledem von vernunftbegabten Wesen bevölkert wird, habe ich guten Grund, eine gute Zukunft vorauszusehen." 1973

Studien zum Oktoberrevolutionspoem des russischen Dichters Alexander Block „Die Zwölf". Zeichnungen mit Bleistift, Tusche und Feder, entstanden 1979.

★

„Die Oktoberrevolution entzündete die Glut meines Herzens, sonst hätte ich so manche Kälte meines Lebens nicht ertragen. Die Qual ihrer Erfolge, die Gewalt ihrer Vernunft, der armselig ohnmächtige Haß ihrer Gegner und die Zuversicht ihres Sieges haben mich zu dem gemacht, was ich recht und schlecht heute bin. Sie half mir gegen die Trägheit der Natur und gegen die Feigheit meines Herzens. Sie hat mich Mitverantwortung gelehrt, aber auch Behutsamkeit gegenüber mangelndem Verständnis. Sie hat meine Unduldsamkeit gezähmt, aber auch gegen allzu billige Treue mißtrauisch gemacht.
Die siegreiche Oktoberrevolution ist der Quell meiner Erkenntnisse, aber auch der Feind meiner Fehler. Sie war und ist der Freund meiner Einsichten, aber auch der strenge Gegner meiner Irrtümer" 1967, zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution.

★

„Ich weiß nicht mehr genau, ob ich zehn oder elf Jahre alt war, als die komisch aber ebenso geheimnisvoll sich wiederholenden Worte ‚an alle, an alle, an alle' mein Gedächtnis erreichten.
Dafür weiß ich um so besser, daß sie in meinem Kopf wie hereingehämmert blieben, weil sie – meine übersensible Mutter ausgenommen – in meinem erzdogmatisch christlichen Elternhaus als hämisch ironische Begleitmusik von Gesprächsfetzen dienten über irgendwelche Vorgänge, irgendwo am östlichen Kriegsschauplatz.
Verbrüderten und umarmten sich doch dort die von oben zu ‚Feinden' Erklärten, statt aufeinander zu schießen oder sich das Bajonett in den Leib zu rennen, ohne zu wissen, warum! Ohne zu fragen und vielleicht auch schon zu wissen warum?!... Ich empfand diesen eigenartigen Ruf sogar auch an mich gerichtet, der ich zwar erst elf Jahre alt war, in eine Bergarbeiterschule im Ruhrgebiet ging, so wie mein Freund ‚Männe', mit dem ich

nicht zusammen gesehen werden durfte, außer, ich bezog eine Tracht Prügel von meinem Stiefvater, der zuerst Lehrer und dann sogar Rektor eben dieser Schule war. Mir wurde also das Nachdenken buchstäblich eingebleut, und es verwandelte sich mit der Zeit recht und schlecht in das, was man intellektuelle Potenz nennt…

So muß ich also schon einige Worte über meinen Freund ‚Männe' sagen. Ich könnte daraus auch Geschichten zu machen versuchen, heute. Damals aber schon hatte ich das Gefühl, daß dahinter mehr, nämlich Geschichte, steckt und irgendwie und immer mehr zusammenhing mit dem Mann, der Lenin hieß…

Das Wort Klassenkampf hörte ich von ‚Männe' und später immer häufiger von Mitschülern, deren Väter Hauer im Bergmanns-Pütt waren… Von ‚Männe' und seinesgleichen hörte ich auch, daß der Mann, dessen Geschäft im Herstellen und Ausprobieren von Geschützen bestand, …Kanonenkönig Krupp hieß. Zu Hause wurde dieser Name nur mit ehrfurchtgebietendem Augenaufschlag – der Herr der Waffenschmiede Deutschlands – genannt. Aber ‚Männe' sagte, daß er auch Panzerplatten für die Belgier und Franzosen lieferte. So unglaublich das alles für mich war, stellte sich im Laufe der Zeit immer deutlicher heraus, daß ‚Männes' und seinesgleichen Informationen unkomplizierter, direkter, nicht von einem Wenn und Aber oder einem ‚Sinn des Lebens Brimborium' begleitet waren, sondern unmittelbar von unten kamen. Von unten sogar in doppeltem und dreifachem Sinne. Ihre Väter arbeiteten fünf- bis achthundert Meter tief in der Erde… Übertage aber demonstrierten sie, organisierten sich als Kommunisten, weil sie sich damit abfinden sollten zu frieren, obschon die Berge des von ihnen nach oben geförderten schwarzen Goldes sich immer höher türmten. Es ging dabei um etwas, das man Weltmarktpreise nannte. Dies alles verband sich in meinem Kopf mit dem eigenartigen Namen Lenin, und sicher auch mag es von daher zu erklären sein, daß ich mich, älter werdend, immer eher für Geschichte (die Schriftsteller mögen mir verzeihen) als für Geschichten interessierte. Ich weiß auch nicht zu sagen, wieso und warum ich die Neigung hatte, meine Beobachtungen und Erfahrungen im Verhältnis zu denen anderer Generationen zu sehen oder zu untersuchen. Das Bücherlesen begann daher ausschließlich bei der Geschichte der Philosophie, um ebenso großspurig und halbverdaut seinen vorläufigen Abschluß mit der Geschichte der Literatur von Franz Mehring zu finden, die zweibändig war und ‚Von Calderon bis Heine und von Heine bis Gorki' hieß. Gierig verschlang und versuchte ich dann ein Büchlein zu begreifen, das sich, wenn ich nicht irre, ‚Briefwechsel zwischen Gorki und Lenin über Religion' nannte.

Das also war in etwa die früheste Bewußtwerdungs-Basis meiner Existenz. Sie fand ihren vorläufigen Abschluß 1926, als ich, zwanzigjährig, im Saalbau in Essen an der Ruhr am Ende einer Veranstaltung der Agitprop-Truppe ‚Blaue Blusen', die aus dem Lande Lenins kam, an einem der am Ausgang aufgestellten Tische das Mitgliedsbuch der kommunistischen Jugend entgegennahm.

Heute, fast sechzig Jahre später, kann ich diesen Abschnitt mit dem Satz abtun, daß ich damals nichts weiter – nicht mehr und nicht weniger als ein relativ passives Produkt meiner Natur und der Gesellschaft war…

Und doch, ‚das Bewußtsein des Menschen widerspiegelt nicht nur die objektive Welt, sondern schafft sie auch', sagt Lenin. Einige Seiten lang hab ich nun recht und schlecht mich bemüht, dieses große Wort Lenins an Hand eines kleinen auf mich bezogenen Teils meines Lebens zu variieren oder zu belegen… Über allem schwebte immer der Grundgedanke von Bewußtwerdung, der sich mit der vagen Vorstellung von Menschwerdung verband. Und alles das hat seit meiner Jugend mit dem Revolutionär Lenin zu tun." Mai 1980, Gedanken zur Lenin-Veranstaltung der Akademie der Künste der DDR.

„Dornenkranz der Revolution" – Grafik zu einer Metapher Majakowskis über die Opfer der Revolution, eine Kreide-Lithographie des Jahres 1976.

Fotos: DEFA-Dokumentarfilmstudio, Manfred Uhlenhut.
Repros: Petra Matzat, Akademie der Künste.

Gisela Birkemeyer:

Maienzeit im Hürdenwald

Lang ist's her. Dreißig Jahre nun schon – „dessentwegen wir inzwischen älteren Herrschaften, die DDR-Melbourne-Fahrer, uns eigentlich mal wieder treffen könnten", sagt Gisela Birkemeyer. Damals noch Fräulein Köhler, wurde sie im australischen November-Sommer Olympiazweite über 80 m Hürden – „dabei war ich schon heilfroh, neben Koryphäen wie Strickland und Thrower, Bystrowa und Golubnitschaja ins Finale gekommen zu sein".

Drei europäische Sommer später blieb sie (noch heute so etwas wie Weltrekord) in 47 Hürdenläufen binnen einer Saison ungeschlagen – „was ich meiner Wettkampfhärte verdankte, die zu pflegen ich mit stoischer Konsequenz keine Minute aus den Augen verlor". 1960 bestieg sie in der Berliner Steffenstraße mit 10,6 s den von vier Läuferinnen bereits überbesetzten Weltrekordthron – „was wir mit allem Drum und Dran vorprogrammiert hatten, so daß eigentlich kaum etwas schiefgehen konnte". Noch im gleichen Jahr avancierte sie mit 10,5 s zur alleinigen Weltrekordlerin – „eine Leistung, die in hartem Meisterschaftskampf erreicht wurde und deshalb ungleich befriedigender war als die ‚gemachten' 10,6".

Als schnellste Hürdensprinterin der Welt fuhr sie kurz darauf zu ihrer zweiten olympischen Bewährung nach Rom und war tüchtig sauer, als hinter Irina Press und „einer gewissen Quinton" nur der dritte Platz heraussprang. „Doch nach dem unseligen Ausscheidungsgerangel mit der BRD war ich nicht mehr die Birkemeyer, die eigentlich hätte siegen müssen. Am Ende tröstete ich mich auch mit dem Gedanken darüber hinweg: Wenn jemandem das Privileg zustünde, überall zu gewinnen, nur weil er Weltrekordler ist, wäre alles viel einfacher, aber längst nicht so schön."

Gisela Birkemeyer würde nie sagen, ihre Weltrekorde (Sprintstaffel eingeschlossen waren es zehn) hätten sie nur wenig berührt. „Sie sind für jeden, der plötzlich mehr erreichte als andere zuvor, zuallererst etwas Beruhigendes und Mobilisierendes, gleichwohl als Fetische ungeeignet. Es wäre mir nie im Traum eingefallen, wegen eines Weltrekordes den bevorstehenden, scheinbar nun unausbleiblichen ‚großen Sieg' an die Wand zu malen. Mir war wichtig, durch ständige Herausforderungen im Wettkampf und gelegentlich auch durch die allemal freudvolle Erfahrung mit einer Höchstleistung zu bewirken, am ‚Tag aller Tage' über meinen eigenen Schatten springen zu können. Mal gelang das, wie in Melbourne, mal nicht, wie in Rom."

Jene, die bedeutende Siege mit Weltrekorden oder Weltrekorde mit bedeutenden Siegen krönen, sind sowieso die Größten, meint Gisela Birkemeyer. Wie über Jahre hinweg Marita Koch, wie zur Zeit Heike Drechsler und Stefka Kostadinowa, Juri Sedych und Sergej Bubka oder Edwin Moses, der seit 1976 kein 400-m-Hürdenrennen mehr verlor, vier Weltrekorde lief, Weltmeister und Olympiasieger wurde. Er hat kürzlich den „Weltrekord im Siegen" des Kugelstoßers Parry O'Brien gebrochen, der in den fünfziger Jahren hundertsechzehnmal hintereinander nur gewonnen hat. Im Gegensatz dazu gab es jedoch immer auch Athleten, die aus goldfarbenen Weltrekorden am Ende kein Gold machen konnten. Solche Stiefkinder waren nicht nur Langstreckenläufer wie Clarke und Bedford und Mamede oder Jugoslawiens Mittelstrecklerin Vera Nikolic.

Mit diesem Sieg im Moskauer Leninstadion begann für Jordanka Donkowa eine vierteljährige, von vier Weltrekorden und dem Europameisterschaftsgewinn gekrönte Erfolgskette. Und nach jedem Zieleinlauf die Frage auf den Rängen: War das schon wieder ein Rekord?

„In meiner ‚Branche' und zu meiner Zeit gab es eine Weltrekordlerin, der das Siegen im richtigen Moment unendlich schwerfiel", erinnert sich Gisela Birkemeyer. „Sie hieß Zenta Kopp-Gastl und stand in Melbourne als Schnellste von uns allen nicht mal im Endlauf. Vier Jahre später in Rom bestritt sie mit Irina Press, Carole Quinton und mir das olympische Semifinale, in dem sich nur die drei Erstplazierten für den Endlauf qualifizieren konnten. ‚Oje, was soll das nur werden!' klagte sie. ‚Wer von uns vieren wird jetzt dran glauben müssen?' Damit es ihr leichter wurde ums Herz, antwortete ich: ‚Du brauchst doch bloß Carole Quinton zu schlagen, die kaum einer kennt!' Am Ende war' s i e Vierte und schied aus. Um die Zeche für meine Bemerkung mit dem ‚bloß' kam ich dann selbst nicht herum: Im Finale hat mich die ‚Unbekannte' ebenfalls hinter sich gelassen..."

Mit ihren Weltrekorden nie zu Rande gekommen ist auch die Polin Grazyna Rabsztyn. Zwischen 1976 und 1980 war sie in jedem Jahr die schnellste 100-m-Hürdensprinterin der Welt. Zweimal lief sie mit 12,48 s Weltrekord, wenige Tage vor Olympia '80 in Moskau sogar 12,36 s, an denen sich ihre Zeitgenossen und sportlichen Nachkommen die Zähne ausbissen. Doch Rabsztyn konnte kein Kapital daraus schlagen.

In Montreal wurde sie Fünfte. Im Europameisterschafts-Finale von Prag strauchelte sie an der achten Hürde, stolperte auf die Nebenbahn, wo Nina Morgulina über sie hinwegstürzte, wurde disqualifiziert und verursachte eine Neuansetzung des Rennens. Bemerkenswert war, daß es in der Wiederholung den gleichen Einlauf gab wie vorher: Johanna Klier (DDR) vor Tatjana Anissimowa (UdSSR) und Gudrun Berend (DDR). 1980 als Superweltrekordlerin nach Moskau gekommen, schlug Rabsztyn im Vor- und Zwischenlauf die olympische Titelverteidigerin und Europameisterin Klier nach Belieben. Aber im Finale kam sie auf ihre schwächste Zeit und wurde wieder nur Fünfte. Klier jedoch, die nie Weltrekord lief und erst in der Abendröte ihrer Karriere DDR-Rekordhalterin wurde, belegte Platz 2! Und Rabsztyn?

„Sie war wie ein Klassenprimus, der bei Prüfungen in Bredouille gerät", sagt Gisela Birkemeyer. „Wer hat ihr abstreiten wollen, eine exzellente Hürdensprinterin zu sein! 12,36 Sekunden kann auch heutzutage – sechs Jahre später! – niemand aus dem Ärmel schütteln. Zudem hat ihr kein Mensch je nachgesagt, ihre unheimlich guten Zeiten habe sie im stillen Kämmerlein fabriziert. Als sie in Warschau ihren so zählebigen, weil fraglos außergewöhnlichen Weltrekord aufstellte, stand sie gegen ihre Landsmänninnen Langer, Bielczyk und Perka in einem Kampf auf Biegen und Brechen. Da war nichts ‚Gemachtes'.

Der „Fall" von Prag '78: Im EM-Finale stößt Grazyna Rabsztyn auf ihrer Bahn eine Hürde um, strauchelt in fremdes Revier, bringt dort Nina Morgulina zu Fall, wird disqualifiziert. Johanna Klier (links) gewinnt auch die Neuauflage tags darauf.

Doch auf einer speziellen, höheren Wettkampfebene schien Grazyna Rabsztyn unter einer Art nervlicher Übererregbarkeit zu leiden, die die Bewegungskoordination untergräbt und den Rhythmus zerstört. Nichts aber ist im Hürdensprint wichtiger als die b e s o n n e n e Wahrnehmung der Chance. Wenn du zwischen den Hürden aus deinem Schrittrhythmus kommst, bist du rettungslos verloren. Diese Gefahr verstärkt sich, je schneller du wirst und je langbeiniger du bist."

Nun gibt es eine, die noch viel schneller ist als Rabsztyn. Die Bulgarin Jordanka Donkowa – in diesen Tagen wurde sie fünfundzwanzig – wurde binnen dreieinhalb Wochen viermalige Weltrekordlerin und steht jetzt bei 12,26 s! Zwischendurch holte sie sich den Europameistertitel und den Grand Prix. „Die kann alles", schwärmt Gisela Birkemeyer. „Sie ist technisch perfekt, nervlich intakt, voller Ehrgeiz und von ihren Möglichkeiten, es immer wieder n o c h besser zu machen, absolut überzeugt. Irgendwie fiel mir auch auf, daß sie den Wettkampf als das beste Training betrachtet, denn sie war überall, ließ kaum etwas aus. Diese Dauerbelastbarkeit hat sie auch aus dem Mehrkampf mitgebracht. Ich glaube ihr aufs Wort, wenn sie sagt, das sei noch nicht alles, und sogar von 12,10 Sekunden spricht. Bei diesem Tempo auf den achteinhalb Metern zwischen den Hürden zentimetergenau Schritt zu halten und dann nicht anzuecken, grenzt schon an Äquilibristik..."

Jordanka Donkowas sportlicher Lebensweg beantwortet die Frage, was sie befähigt, nicht nur im Perpetuum mobile Weltrekorde zu laufen, sondern in diesem Stil auch zu siegen. Sie war vier Jahre alt, als sie bei einem Unfall drei Finger ihrer rechten Hand verlor. Daß sie sich dann trotzdem ausgerechnet dem Mehrkampf zuwandte, war ein Wagnis sondergleichen und wies auf den Charakterzug hin, nie etwas unversucht zu lassen...

1982 erreichte sie im Siebenkampf 6187 Punkte, obwohl mit der Kugel nur 13,08, mit dem Speer nur 25,26 m herausgekommen waren. Als sie sich ein Jahr darauf um weitere 53 Punkte verbesserte, ging es im Kugelstoßen (12,80 m) noch schlechter und im Speerwerfen (29,40 m) nur mühsam voran. Doch im 100-m-Hürdenlauf war sie immer die Beste: Im Mehrkampf zweimal 12,65 und „mal so" 12,44 s, die in jenem Jahr 1982 keine Spezialistin erreichte, und der Vizeeuropameistertitel dazu! Der Rat, für immer ins Lager der Hürdensprinterinnen umzuziehen, war also ein guter Rat. Sonst wäre Grazyna Rabsztyn nach wie vor Weltrekordlerin! Denn nur Donkowa, die auch schon handgestoppte 12,0 s lief, war bisher schneller als die Polin! Wer aus solchem sportlichen Ebenholz geschnitzt sei wie die Bulgarin, vertreibe sogar die eigene Furcht, es könne auch mal etwas schiefgehen, bemerkt Gisela Birkemeyer. „Aber mit den ‚Unbesiegbaren' ist das eben so eine Sache – es gibt sie nicht. Als die Saison begann, verlor die Bulgarin gegen Cornelia Oschkenat, als sie zu Ende ging, gegen ihre Freundin Ginka Sagortschewa. Doch in dem Vierteljahr dazwischen, als es ‚heiß' wurde im Hürdenwald, kam keine gegen sie an!"

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Klaus Oberst, Werner Schulze

In 25 Tagen viermal Weltrekord

Vier Hürdensprinterinnen liefen bisher elfmal 12,40 s und schneller. Mit acht Zeiten ist Jordanka Donkowa dabei, wobei die Hälfte davon (innerhalb von nur 25 Tagen!) Weltrekorde waren:

12,26 (WR)	Jordanka Donkowa (Bulgarien)	7. 9. 86 Ljubljana
12,29 (WR)	Donkowa	17. 8. 86 Köln
12,34 (WR/V)	Donkowa	17. 8. 86 Köln
12,36	Grazyna Rabsztyn (Polen)	13. 6. 80 Warschau
12,36 (WRe)	Donkowa	13. 8. 86 Sofia
12,37	Donkowa	15. 8. 86 Westberlin
12,38	Donkowa	11. 8. 86 Budapest
12,38 (E)	Donkowa	19. 8. 86 Stuttgart
12,39	Vera Komissowa (UdSSR)	5. 8. 80 Rom
12,39	Ginka Sagortschewa (Bulgarien)	7. 9. 86 Ljubljana
12,40	Donkowa	8. 7. 86 Moskau

(WR = Weltrekord; WR/V = Weltrekord im Vorlauf; WRe = Weltrekord eingestellt; E = Europameisterin).

Weltreisender, Arzt, Biologe, Völkerkundler, Landwirtschaftsexperte, Soziologe, russischer Staatsrat, von Kaiserin Katharina II. zum Ritter geschlagen – das alles war Peter Simon Pallas. Ein Berliner (Foto links die Geburtsstadt) aus einer Hugenottenfamilie, dem Rußland zur zweiten Heimat wurde (Foto rechts Petersburg).

Der

Er hat Mut, der neunzehnjährige Peter Simon Pallas, dessen 175. Todestag wir in diesem Jahr begehen. In seiner Doktorarbeit über Parasiten, die er an der Universität Leiden einreicht, behauptet er, daß die Eingeweidewürmer durch menschliche Nahrung in den Körper gelangen. Die offizielle Lehrmeinung hingegen proklamiert deren spontane Urzeugung aus verdorbenen Säften. Erst 90 Jahre später wird seine Vermutung bewiesen. Doch damit nicht genug. Pallas kann nachweisen, daß der große Linné die Klasse der Würmer falsch zusammenstellte. Schon seine erste wissenschaftliche Arbeit überragt alle bisherigen Publikationen zu dieser Thematik.

In der gleichen Zeit, im September 1760, übergibt Lomonossow der Petersburger Akademie sein „Memoire über die Entsendung von Astronomen und Geodäten an die wichtigsten Orte Rußlands…“ Pallas kann nicht ahnen, wie dies sein künftiges Leben beeinflussen wird. Gerade hat er das ungeliebte Medizinstudium abgeschlossen. Es bietet jedoch in dieser Zeit die einzige Möglichkeit, sich mit biologischen Problemen zu beschäftigen.

Arzt wider Willen

Ein kurzes Studium der Physik und Mathematik sowie Reisen durch Holland, Deutschland und England ergänzen seine wissenschaftliche Ausbildung, die schon mit 13 Jahren bei seinem Vater begann. Dieser, Professor am Berliner Collegium medico-chirurgicum und dirigierender Wundarzt der Charité, will den „abtrünnigen“ Sohn zum Praktizieren zwingen. Er meldet ihn als Militärarzt für die Front an. Doch Pallas jr. hat Glück. Denn 1762 geht der Siebenjährige Krieg zu Ende, er kann seine Studien fortsetzen.

Pallas legt zahlreiche biologische Publikationen vor, baut Sammlungen auf und wird Mitglied der Londoner Royal Society. Dennoch gelingt es ihm nicht, eine Anstellung als Naturforscher zu finden. Enttäuscht muß er erkennen, daß die vom Prinzen von Oranien in Aussicht gestellte Ostindien-Expedition nur Vision ist. Im Frühjahr 1767 kehrt Pallas auf Befehl des Vaters arbeitslos nach Berlin zurück. Gerade, als er nun doch noch eine Arztpraxis eröffnen soll, erhält er das ehrenvolle Angebot von Katharina II., an die Petersburger Akademie zu kommen.

Er zögert nicht, sondern begibt sich auf die Reise. In Petersburg angekommen, wird er Akademiemitglied und Professor der Naturgeschichte. Hier erfährt er nun auch von der erwähnten Denkschrift Lomonossows und wird mit der Leitung einer der „physikalischen“ Expeditionen in den Ural, nach Sibirien und in den Kaukasus beauftragt. Zur Vorbereitung studiert Pallas die Ergebnisse früherer Forschungsreisen und wertet die Kunstkammer der Akademie aus. Er ist entsetzt über „das ganz von Motten verwüstete animalische Fach“.

Zum zweiten Venusdurchgang vor der Sonne am 23. Mai 1769 hatten Lomonossow und andere Wissenschaftler angeregt, Forschungsreisen zu entsenden. Halley, der Entdecker des gleichnamigen Kometen, schlug ein Verfahren vor, um aus diesem Ereignis, das im 18. Jahrhundert nur zweimal eintritt (nämlich 1761 und 1769), die Entfernung zwischen Erde und Sonne zu berechnen und damit gleichzeitig die geodätischen Ortsbestimmungen des riesigen russischen Reiches zu präzisieren. Die fast zeitgleich anlaufenden „physikalischen“ Expeditionen sollen große Gebiete wissenschaftlich erforschen. Die Leiter haben den Auftrag, Angaben zu physikalischen Besonderheiten, zur Landwirtschaft, zu Naturreichtümern, zur Kultur und Lebensweise der Bevölkerung aufzuzeichnen. Weiter sollen sie „allen Eifer anwenden, um das Naturalienkabinett zu bereichern“.

Pallas ist mit der Ohrenburger Expedition betraut. Er bereist mit seinen Begleitern von 1768 bis 1774 das Gebiet zwischen Petersburg und dem Kaspischen Meer und im Süden Sibiriens vom Ural bis Transbaikalien. Wie gefährlich und strapaziös solche Unterfangen sind, beweist das Schicksal zweier Fachkollegen: Johann Peter Falck erschießt sich im Frühjahr 1774, der Neffe des berühmten Naturforschers Gmelin, Samuel Gottlieb Gmelin, stirbt wenig später als Gefangener des Chan der Chaitaken.

Auch im Winterlager ist Pallas keine Ruhe gegönnt. Hier muß er seine Aufzeichnungen ordnen und nach Petersburg senden, damit die Forscher „bei vorzeitigem Tode den Schatz ihrer Erfahrungen“ nicht mit ins Grab nehmen. Die Akademie gibt Pallas' Berichte sofort in Druck. Als er am 30. Juli 1774 wieder in Petersburg eintrifft, sind die beiden ersten Bände der „Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reiches“ schon ausgeliefert! Den dritten Band bringt er fast fertig mit.

Das in deutsch gedruckte Reisewerk bietet eine Fülle von wissenswerten Details. Pallas beschreibt mit Akribie die Völkerschaften, ihre Kultur, untersucht die Natur und ihre Produkte, schildert Ackerbau und Viehzucht, besucht unzählige Erz- und Kohlegruben sowie Manufakturen. Die Bände werden zu einer unerschöpflichen Quelle für die Erforschung der Kulturgeschichte der bereisten Gebiete. Pallas berichtet über Kinderarbeit und vergleicht die hohe Einsatzbereitschaft von freien Arbeitern mit dem Arbeitsunwillen der Leibeigenen. Ganz anders die Situation der Kosaken am Jaik (Ural). Doch auch hier idealisiert er nicht, sondern differenziert genau zum Beispiel die Standesunterschiede der Fischer, bestimmt durch ihren Besitz an Produktionsmitteln. Er vergißt nicht zu erwähnen, wie groß die Verluste für die Zarin durch den Salzschmuggel der Kosaken in die großrussischen Städte sind.

Fast 20 Jahre hat Pallas zu tun, um alle Daten, Notizen, Vermutungen seiner Reise auszuwerten. Er erweist sich als einer der letzten beinahe universellen Gelehrten, bereichert Zoologie und Botanik, Mineralogie, Medizin und Landwirtschaft, Geschichte, Völkerkunde und viele andere Disziplinen. Mit seinem Buch über die Gebirgsbildung beeinflußt er beispielsweise von Rußland aus die Entwicklung der Geologie zu einer eigenständigen Wissenschaft.

Obwohl Pallas gelegentlich die Auswüchse der feudalen Verhältnisse in Rußland, seiner zweiten Heimat, erwähnt, ist er doch voll in diese Gesellschaftsordnung integriert. Katharina II. weiß seine Forschungen zu schätzen. Pallas wird Staatsrat, sogar Ritter, erhält Geld- und Landgeschenke. Als man ihn aber in diplomatischer Mission nach China schicken will, lehnt er ab, „denn bloß um Peking so zu sehen, wie man gemeiniglich auf Reisen Paris sieht, dazu möchte ich nicht ein ganzes Jahr aufwenden“.

Akademische Querelen

Immer ist Pallas am Leben der Akademie interessiert. Als es in Petersburg

preußische Russe

kriselt, schreibt er ironisch an seinen Freund Gerhard Friedrich Müller (1705–1783), die Akademie befände sich „im tiefsten Lethargo". Ein neuer Präsident wird erwartet, aber „welchen Hirten der H. Gr. Razumovsgij sein Hammel übergeben werde, soll noch ungewiß sein".

Auch bei einem Prioritätsstreit seiner Kollegen bezieht Pallas drastisch Stellung: „Mein Gott, wie können Gelehrte so niederträchtig sein? Aber Herr Büsching ist dem steifen Franken (gemeint ist der Historiker Schlözer) bei weitem nicht gewachsen, schade, daß Klotz nicht mehr lebt, um Schlözern zu Tode zu schimpfen." Beide deutsche Gelehrte, die längere Zeit in Rußland gewirkt hatten, wollten als erste statistische Erhebungen im Zarenreich eingeführt haben. Gelegentlich äußert er sich auch sehr kritisch. So schreibt er zu Johann Georg Gmelins Publikation über Sibirien: „Aber wie hat sich der gute alte Gmelin so entsetzlich übereilen, versehen, verschreiben und bekannte Sachen zu neuen machen können. Ich schäme mich fast dafür." Als er die Sibirischen Briefe Erik Laxmanns erhält, bedankt er sich für die Mitteilung dieser „lehrarmen Neuigkeiten".

Unglaublich sein Arbeitseifer – über 20 Monographien, unzählige Zeitschriftenartikel entstammen seiner Feder. Er gibt die „Neuen Nordischen Beyträge" heraus und ist Mitarbeiter der „Russischen Bibliothek", trägt so zum Kennenlernen der russischen Wissenschaft in Deutschland bei. Als er Auswärtiges Mitglied der Berliner Gesellschaft Naturforschender Freunde wird, schreibt er am 15. September 1776: „Alle Naturforscher sind zur Wahrheit verpflichtet, aber sie zu finden, hängt von der Gelegenheit ab... Die Gelegenheit fehlt in dem bewohnten Deutschland, wo die fleißigen Menschen die Natur verdrängt haben gar sehr; um sie zu haben, ist keine günstigere Verfassung als die, in welcher ich die Wüsteneien Asiens zu durchstreifen das Glück gehabt habe." Pallas nutzt seine Beziehung nach Berlin, um auch russische Wissenschaftler zu Ehrenmitgliedern dieser Gesellschaft vorzuschlagen, wie seinen Schüler Iwan Iwanowitsch Lepechin, der später eine Expedition ans Eismeer leitete.

Wein und Wissenschaft

Auf einer Reise durch die südlichen Provinzen des Reiches trifft er am 30. Oktober 1793 auf der Krim ein. Wieder notiert er täglich seine Beobachtungen. Pallas erkennt, daß die Pflanzenwelt der große Reichtum dieser Region ist, und schlägt vor, den Weinanbau zu intensivieren, Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht anzupflanzen, Olivenhaine anzulegen. Er betont, daß man allein durch Kultivierung von Färberrot 250 000 Rubel für Importe aus Persien einsparen könnte. Auf der Krim hofft Pallas, Ruhe für seine wissenschaftliche Arbeit zu finden. Die Kaiserin entspricht seinem Wunsch und schenkt ihm 1795 Ländereien mit Weinbergen und Gärten an der Schwarzmeerküste, die er erfolgreich bewirtschaftet. Ganz nebenbei wirkt Pallas als Direktor der Schule für Weinbau. Die Kette seiner Publikationen reißt nicht ab: 1799 und 1801 erscheinen in Leipzig zwei Bände über Denkmäler des Altertums und des Mittelalters. Doch dann konzentriert sich Pallas mit ganzer Kraft auf sein fundamentales Werk über die Fauna des Russischen Reiches. Schon 1765 hatte er dieses Ziel angepeilt. Jetzt endlich, 1810, nach jahrzehntelanger Forschung und dem Studium aller erdenklichen Quellen, sind die drei ersten Bände der „Zoographia Rosso-Asiatika" für die Herausgabe nahezu fertiggestellt. Er behandelt darin die Wirbeltiere, stellt ihre Verbreitung in Abhängigkeit von den Naturbedingungen dar – wird damit zum Begründer der Zoogeographie.

Auf seinen Expeditionen studierte Pallas das Leben der Kalmyken.

Im gleichen Jahr läßt er sich von der Petersburger Akademie beurlauben, um in Berlin die Fertigstellung der Tafeln zur Illustration seiner Zoographia zu beschleunigen. Er wohnt zunächst bei seinem Bruder, in seinem Geburtshaus in der Jerusalemer Straße unweit des Spittelmarktes. Pallas genießt das rege gesellschaftliche Treiben in der Stadt. Gerade hat die Berliner Universität ihre Pforten geöffnet, bedeutende Naturforscher besuchen ihn. Oft ist er in den reichhaltigen Bibliotheken anzutreffen. Doch schon ein Jahr nach dem Eintreffen in seiner alten Heimat stirbt er. Seine letzte Ruhestätte findet er nahe dem Halleschen Tor.

Später regt die Petersburger Akademie ihre Berliner Schwester an, ein gemeinsames Grabmal für Pallas zu stiften und damit gleichsam seine Verdienste als Pionier deutsch-russischer Wissenschaftsbeziehungen zu würdigen. Der ständige Sekretär der Petersburger Akademie, Paul Heinrich Fuß, schreibt in diesem Zusammenhang 1852 an Alexander von Humboldt: „Pallas' Ruhm gehört, wie Sie selbst richtig bemerken, Preußen und Rußland zu gleichen Teilen; Berlin ist die Wiege und das Grab des großen Naturforschers... unseres unsterblichen Pallas."

Utz Hoffmann

Fotos: Sammlung Karger-Decker

Neu Quedli

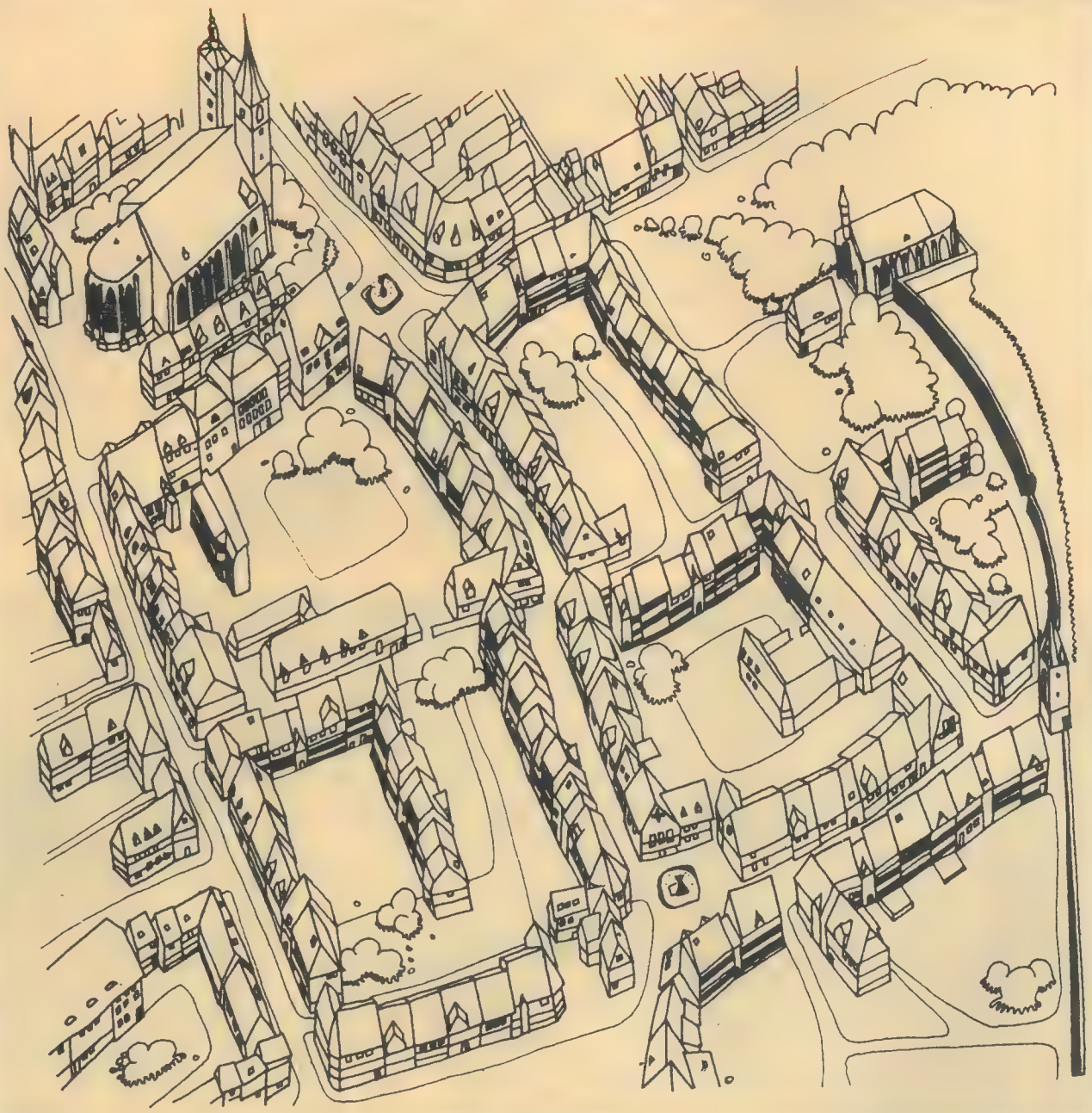
Die Altstadt Quedlinburgs gehört zu den kultur- und baugeschichtlich wertvollsten Stadtensembles unserer Republik und ist als Denkmal von internationaler Bedeutung auch weit über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannt.

In den 70er Jahren wurde hier eine Reihe bedeutsamer Einzelbauten rekonstruiert, allen voran das Geburtshaus des Dichters Friedrich Gottlieb Klopstock, das älteste deutsche Fachwerkhaus in der Wordgasse und das bekannte „Haus zur goldenen Sonne“ am ehemaligen Neumarkt. Der berühmte Quedlinburger Markt wurde als Fußgängerbereich neu gestaltet, und im Umkreis der Stadtkirche St. Benedikti machten sich polnische Restauratoren an die mühsame Arbeit der Wiederherstellung wertvoller alter Fachwerkhäuser aus dem 16. und 18. Jahrhundert.

Im Frühjahr 1984 begann dann nach intensiver Projektierung und Bauvorbereitung mitten im denkmalgeschützten Altstadtkern der komplexe Aufbau eines ganzen Wohngebietes. Nach einem Bebauungsplan, der im Auftrag des Kreises und der Stadt Quedlinburg vom Büro für Städtebau und Architektur des Bezirkes Halle unter Leitung von Harald Zaglmaier und Dr. Peter Gromes erarbeitet worden war, ging man daran, beiderseits der Schmalen Straße zwischen Marschlinger Hof/Kornmarkt und Essiggasse insgesamt etwa 150 Wohnungen durch Neubau, Lückenschließung und Modernisierung zu schaffen. (Das Vogelschaubild zeigt das Rekonstruktionsgebiet „Schmale Straße“.)

Die Neubauten entstehen – bisher einmalig in dieser Form in der DDR – nach dem Prinzip der sogenannten Halleschen Monolithbauweise, Entwicklung Quedlinburg. Die tragenden Querwände und die Decken werden dabei vor Ort mit Hilfe eines Systems spezieller Schaltafeln und Schalwagen betoniert. Die Außenwände können anschließend in Mischbauweise ausgeführt und zum Teil unter Anlehnung an traditionelle Elemente der Fachwerkarchitektur vielfältig gestaltet werden. Besonders überzeugend ist die Bezugnahme der 2- und 3geschossigen Neubauten auf die historischen Vorbilder im Raum der Schmalen Straße (Foto oben) gelungen, die mit stellenweise 8,50 m Breite tatsächlich für ein Wohnquartier ungewöhnlich schmal ist. Während die Baukörpergliederung in diesem öffentlichen Raum durch empfindsam eingefügte Auskragungen, Dachgaupen, Zwerchgiebel, Erker und Sockelversätze bemüht ist, den Maßstab der erhalten gebliebenen und rekonstruierten Gebäude aufzunehmen, wurde an den straßenabgewandten Hofseiten der Wohnhäuser Wert auf eine mehr sachliche, zweckbetonte und rationelle Architektur gelegt.

Zeichnung: Dipl.-Ing. Ulrike Hüller, Büro für Städtebau und Architektur des Bezirkes Halle
Fotos: Detlev Steinberg



eues im alten linburg

Heute und morgen in unserer Stadt (6)

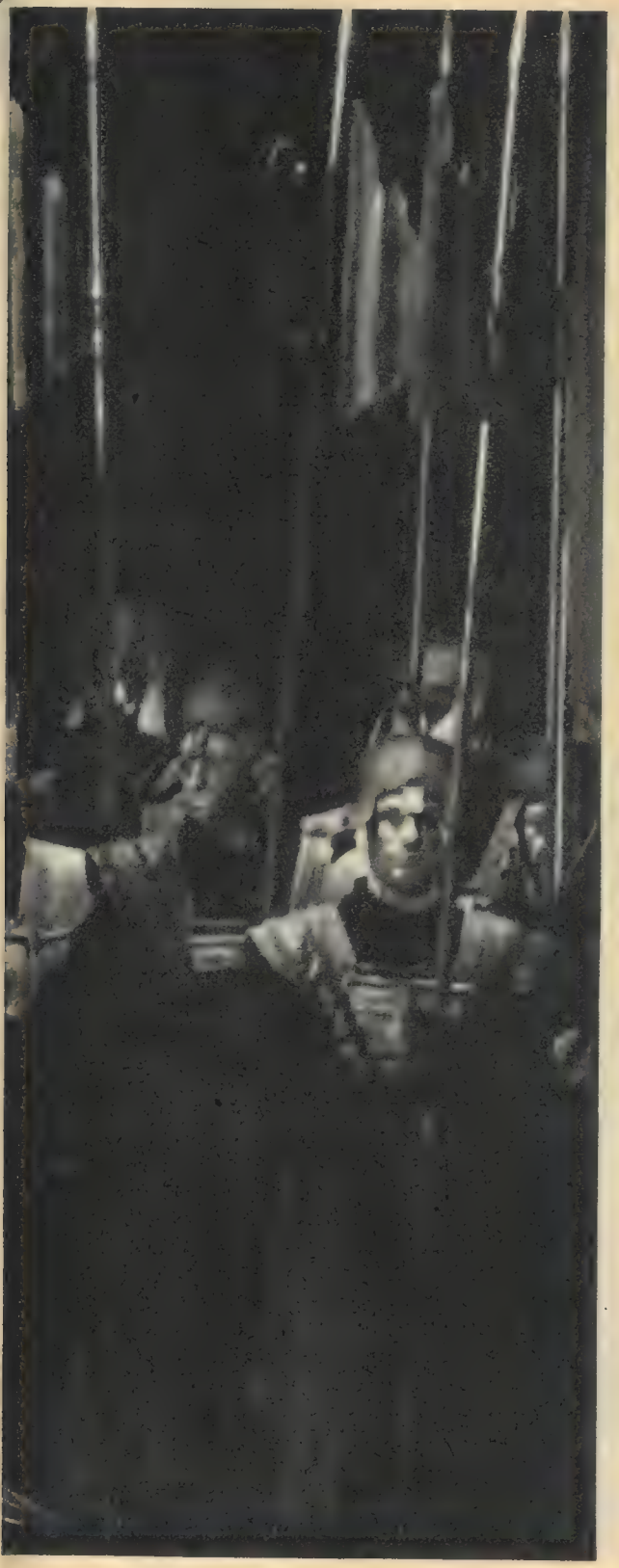
Meine Jahre in Quedlinburg sind reich an beruflicher und gesellschaftlicher Erfüllung und Verantwortung. Ich werde oft gefragt, wann wir denn fertig sein werden mit dem innerstädtischen Bauen. Ich kann dann nur sagen: nie. Schließlich ist eine Stadt ein lebendiger Organismus, der sich ständig verändert und neue Anforderungen stellt. Zwischen Denkmalpflegern, Städtebauern und Architekten kann es dabei zu unterschiedlichen Auffassungen kommen. Das ist nur gesund und beeinträchtigt keineswegs das vorgegebene Ziel. Nach meiner Meinung könnte es nämlich Bauen ohne Denkmalpflege geben, aber keine Denkmalpflege ohne Bauen. Quedlinburg steht als städtebauliches Denkmal auf der zentralen Denkmalsliste unserer Republik, und das bedeutet nun einmal, daß einer ohne den anderen nichts zuwege bringt. Nicht umsonst hängt ein Zitat von Julius Fučik in meinem Büro: „Der Koch lebt der Stunde, der Zeitungsverkäufer dem Tag, der Schuhmacher vielleicht dem Jahr, aber unser Architekt, der kommunistische Architekt, muß dem Jahrhundert leben. Er ist verpflichtet, bereits heute in der Zukunft zu leben."

Erhard Bleicke
Kreisarchitekt für Denkmalpflege

Eine Beitragsfolge von Prof. Dr. Werner Rietdorf, Institut für Städtebau und Architektur der Bauakademie der DDR

Es regnet in Moskau, was die Freude an der Herzlichkeit, mit der das Ensemble der Staatsoper Berlin hier in diesen Tagen aufgenommen wurde, nicht mindert. Reiner Goldberg, als „ersatzloser" Tannhäuser fürchtet jedoch eine Erkältung, falls er sich von mir zu einem Stadtbummel überreden ließe, so begleite ich ihn im Theater…

Gespannte Erwartung vor und hinter den Kulissen. Seit über sechs Jahrzehnten wurde Wagners romantische Oper „Tannhäuser" in Moskau nicht mehr gespielt (die letzte Aufführung eines Wagner-Werkes, „Der fliegende Holländer", erlebte das Bolschoi 1963). Wie wird das Publikum von 1986 nun den „Tannhäuser" aufnehmen? Stunden vor Vorstellungsbeginn die erste Probe, noch ohne Kostüm, ohne Maske. Goldberg wirft einen Blick in die Partitur seiner Titelrolle, für ihn ist jeder Abend wie eine Premiere. Vor der letzten Konzentration bleiben bei einer Tasse



Mit Tannhäuser im Bolschoi

Kammersänger Reiner Goldberg beobachtet von Volkmar Billeb

Tee Minuten des Erinnerns. Lang ist's her, da war er bei einer „Walküre"-Vorstellung im Parkett eingeschlafen und hatte geschworen, nie wieder in eine Wagner-Oper zu gehen. Auch später, als Sänger, entdeckte er erst nach intensivem Studium die Feinheiten und Schönheiten Wagnerscher Musik. Die ekstatischen Ausbrüche in der berühmten Rom-Erzählung Tannhäusers, eine Partie, die erstmals 1980 von ihm gesungen wurde, ist längst zu einer seiner Lieblingsaufgaben geworden. Dem großen Moskauer Bariton und jetzigen Stimmbildner des „Bolschoi", Pawel Lissizian, verdankt er die Vervollkommnung seines Gesangs. „Bei ihm", sagt Goldberg, „habe ich den Sitz meiner Stimme gelernt".

Maske... ankleiden... letzte Verständigung mit der Souffleuse... dann geht der Vorhang hoch. Erster Beifall. In der Pause nach dem zweiten Akt kleine Schminkkorrekturen, der Inspizient wünscht weiterhin toi-toi-toi! Am Ende – vier Stunden stand er auf der Bühne – ist Reiner Goldberg „geschafft", aber glücklich. Er verneigt sich vor einem begeisterten Publikum.

Alexander Puschkin

Ein Herbstmorgen

Schalmeienklänge riefen jäh mich wach …
Beklommen schlägt mein Herz, das sehnsuchtswunde.
Ach, aus dem Traum, der Liebe mir versprach,
Riß mich heraus der Lärm der Frührotstunde.
Der Horizont erglüht, der Morgen graut,
Den Nebel lichtend, der noch düster braut,
Hinwallend überm fahlen Wiesengrunde …
Ich geh zum Bach, wo die Geliebte stand
Im Abendschein und ich sie hielt umfangen.
Vergeblich suche ich im Ufersand
Der zarten Füße Spur, die dort gegangen.
Am Waldsaum schreit ich längs der Felsenwand,
Das Herz voll Weh, die Augen voller Tränen,
Ruf ihren Namen, doch nur zu verhöhnen
Scheint mich das Echo, das im Wind verhallt.
Zur Quelle treibt mich ruhelos mein Sehnen,
Sie strömt dahin, gleichgültig, eisig kalt,
Und spiegelt mir nicht mehr das Bild der Schönen.
Fort ist sie, fort! … Der nächste Frühling, ach,
Wird meiner Seele Kümmernis erst enden!
Der Herbst hat abgestreift mit rauhen Händen
Der Birken und der Linden Blätterdach.
Sie rauschen mit den kahlen Zweigen klagend.
Ihr welkes Laub, vom Wirbelsturm erfaßt,
Tanzt über Teich und Sumpf, mit wilder Hast
Gespensterhaft durch Nebelschwaden jagend …
Ihr Zeugen meines höchsten Glücks hienieden,
Du trauter Bach, ihr Haine, Täler, Höhn,
Ich bitte euch: bewahrt der Liebe Frieden,
Bis wir im nächsten Lenz uns wiedersehn! …

Martin Remané (Nachdichtung)
Galina Lukjanowa (Foto)

Waltraut Fischer

Die Gobi singt

Ein liebenswerter Band wird im Buchverlag der Morgen vorbereitet: „Mongolia – Land der Gräser. Reisebuch einer Malerin." Er berührt durch die Poesie seiner Bilder und Geschichten, durch seine Intimität. Die Malerin Waltraut Fischer nimmt den Leser mit in das Land, dem sie sich seit ihrer ersten Begegnung tief verbunden fühlt. Sie setzt alles daran, sich selbst die Sprache der Menschen anzueignen, denen sie auf ihren ausgedehnten Wanderungen begegnen wird – die längste soll ein ganzes Jahr umfassen. So teilt sich uns ihr besonderes Verhältnis zu den Reizen der Landschaft mit und eine tiefe Achtung vor der anderen Lebens- und Denkweise. Erstaunlich ist die Nähe, die die Fremde in ihren Begegnungen erreicht. Für den Vorabdruck stellte uns Waltraut Fischer freundlicherweise ihre Zeichnung zur Verfügung, die sie aus der Gobi-Schlucht mit nach Hause nahm.

Reif liegt auf den Dächern der Stadt. Im Herbst ist es wie im Frühling; ich weiß nicht, ist es noch Sommer oder schon Winter? Am Mittag hänge ich den Mantel über den Arm, doch sobald die Sonne weggeht, steht der Atem weiß in der Luft, und schnell ziehe ich die Mütze über die Ohren.

Aus Berlin ist ein Grafiker gekommen. Briefe von Freunden hat er mitgebracht, und plötzlich beginnen meine Gedanken inniger als sonst um die Vertrauten zu kreisen: Sie fragen, wann ich endlich zurückkomme. Das macht mich froh, und zum ersten Male, seit ich hier bin, denke ich an Rosenkohl und an den Duft des Glühweins im Winter. Dergleichen hatte ich nicht vermißt, weil ich dem Essen noch nie viel Aufmerksamkeit gewidmet habe. Außerdem fühle ich mich mit einem leeren Magen wohler als mit einem vollen, und ein bißchen hungern macht mich aktiver.

Der Grafiker ist auf dem Weg zu einem mongolischen Maler. Vor vier Jahren hat er ihn kennengelernt, als Künstler der DDR auf der Basis einer Künstler-Austausch-Vereinbarung zwei Wochen in der Gobi weilten. Ich durfte mich damals für einige Tage anschließen. Weil sich der mongolische Maler und unser Grafiker besonders gut verstanden, lud der Gobikünstler seinen ausländischen Kollegen ein, ihn einmal privat zu besuchen. Diese Einladung ist zwar schon ein paar Jahre alt, aber dem Grafiker ist es erst jetzt gelungen zu reisen. Weil auch ich den Gobimaler gern wiedersehen würde, biete ich mich als Begleiterin an. Mein Angebot kommt dem Grafiker sehr gelegen. Er versteht kein mongolisches Wort, und zu zweit ist so eine Fahrt ins Ungewisse vielleicht leichter.

Gleich in Dalandsadgad, dem Bezirkszentrum der Südgobi, gibt es Schwierigkeiten. Unser mongolischer Freund, Herr Dawaa, ist nicht da. Die Hotelfrau verweigert uns ein Nachtlager: Wir haben keinen Reiseauftrag! Ein Mitarbeiter der Künstlerabteilung bringt uns zum Kulturfunktionär des Bezirkes, der im Kulturhaus der Probe einer Theatergruppe zuschaut. Doch weil wir keine offiziellen Gäste sind, hat er keine Zeit für uns. Da stehen wir, hilflos und verlassen. Kein Flüßchen, an dessen Ufer wir die Nacht verbringen, nur staubige, schattenlose Ebene. Morgen also werden wir traurig in die Hauptstadt zurückfahren.

Mit der Dämmerung kommt eine Freudenbotschaft. Der Maler ist vom Land zurückgekommen und auf dem Weg zu uns. Bei unserem unerwarteten Zusammentreffen steigen ihm Freudentränen in die Augen. Er ist gerade zum dreizehnten Male Vater geworden. Zuerst will er uns die neugeborenen Zwillinge zeigen, sofort auf der Stelle. Bis zum Krankenhaus ist es nicht weit. Er bittet uns, vor dem Tor zu warten, Fremden ist der Zutritt verwehrt. Bald kommt er über den Hof gelaufen, in jedem Arm ein Bündel. Zwei Knäblein sind es. Wer von ihnen der Erstgeborene ist, will ich wissen. Er versteht meine Frage und schüttelt den Kopf; die Familie hat beschlossen, beide Kinder gleichzusetzen. In der Mongolei ist es üblich, daß jeder Mensch den Älteren mit Sie anspricht, den Jüngeren jedoch mit Du. Das gilt im öffentlichen Leben genauso wie in der Familie, selbst unter Kindern richtet sich die Anrede nach der Altershierarchie. Es klingt merkwürdig in unseren Ohren, wenn die sechsjährige Schwester den achtjährigen Bruder mit Sie anspricht oder eine Ehefrau ihren nur wenig älteren Mann. So ist aber der Brauch. Deshalb hat die Familie des Malers Dawaa entschieden, daß ihre Zwillinge du zueinander sagen, daß es keinen älteren und keinen jüngeren Zwilling geben soll. Weil die Mutter noch im Krankenhaus liegt, hat der Vater Urlaub genommen. Er kümmert sich um die Wirtschaft und versorgt die Kinder, ist zu Verwandten in die Steppe gefahren und hat einen halben Hammel mit nach Hause gebracht. Seine beiden erwachsenen Töchter haben den Platz der Mutter eingenommen und ermöglichen jetzt dem Vater, sich seinen Gästen zu widmen. Noch am selben Abend geht er zum Bezirksbürgermeister, denn er weiß, in Grenzgebieten sind Ausländer ohne besonderen Auftrag nicht erwünscht. Mit ihm bespricht er die Situation. Doch der hat Verständnis für die Freunde seines Malers. Ihm zuliebe erlaubt er uns einen Aufenthalt für zwanzig Tage in der Südgobi, dem Grenzbezirk nach China.

In den Wüstensteppen sind noch die letzten warmen Nächte. Der Maler Dawaa sehnt sich nach ein paar ruhigen Tagen, um nach der Hektik der letzten Zeit neue Kraft zu schöpfen. Er schlägt vor, gemeinsam den Reiz der herbstlichen Wüste zu erleben und zu malen. Tatsächlich bringt er es fertig, einen Jeep, einen großen Trinkwasserkanister und einen Kochkessel aufzutreiben. Wir überprüfen unsere Finanzen, ob sie wohl für die Automiete ausreichen. Außer der Genehmigung, tausend Kilometer zu fahren, haben wir noch einen Berechtigungsschein in der Tasche, unterwegs aus einer genossenschaftlichen Herde eine lebende Ziege als Proviant zu kaufen.

Wir haben selbstverständlich nicht das modernste Auto aus der Autostation erhalten. Es läuft sich zu schnell heiß, das Kühlwasser schießt aus seinem Behälter. Also anhalten und abkühlen lassen, und das alle zwanzig Kilometer! Wenn die Sandverwehungen zu hoch werden, müssen wir aussteigen und das Auto hindurchschieben. Dann will der Motor nicht mehr anspringen. Wenn alle Bemühungen erfolglos bleiben, heißt es warten. Warten, bis ein anderes Fahrzeug die Piste entlangkommt und uns abschleppt. Das kann Stunden oder Tage dauern, je nachdem. Gestern saßen wir sechs Stunden fest. Am Horizont zog eine Karawane entlang. Wie Schiffbrüchige standen wir auf dem Jeepdach, hatten unsere Jacken ausgezogen und winkten damit. Doch die Karawane bemerkte uns nicht. Das Warten ist nicht das schlimmste. Wer durch die Gobi reist, muß Zeit einplanen. Aber das Trinkwasser kann zum Problem werden, wenn die mitgeführte Menge aufgebraucht und kein Brunnen in der Nähe ist. Woran liegt es nur, daß Ausländer, wenn sie in der Mongolei nach Reisewünschen gefragt werden, ausgerechnet die Wüste Gobi sehen möchten? Liegt es am Wort Wüste, das Bilder vom ewig blauen Himmel assoziiert, unter dem sich goldgelbe Sanddünen in sanfter Wellung bis hin zum Horizont erstrekken? Derartige Erwartungen werden enttäuscht. Die Gobi ist keine Sandwüste. Sie ist steinig, mit vereinzelten Sandfeldern und Wanderdünen und mit anspruchslosem, niedrigem Gestrüpp. Flach und trostlos dehnt sie sich im Osten wie ein verblichenes Tuch, im Westen hingegen erheben sich kahle Gebirgszüge mit zwischengeschobenen Tälern, in denen die Herden ihre Nahrung suchen. Der Fremde gerät ins Staunen, wenn er tiefeingeschnittene, tote Trockenbetten eiszeitlicher Ströme bemerkt oder wenn er plötzlich eine versteinerte Muschel findet, Zeuge aus einer Zeit, in der die Wüste noch tropisches Klima und reiche Vegetation hatte.

Die Sonne dörrt die Haut aus und versengt die spärlichen Weideplätze. Die grausam kalten Winter mit Frösten bis minus fünfzig Grad frieren flache Brunnen samt dem sie speisenden Grundwasserstrom zu, trotz der Sonne, deren grelles Licht die Augen entzündet. Deshalb sind die Wüstengebiete äußerst dünn besiedelt. Doch das ändert sich. Seit den letzten Jahrzehnten überzieht ein Netz von Tiefbrunnen die Wüstensteppen, an mancher Süßwasserquelle ist ein Gemüsefeld oder eine Melonenplantage angelegt. Neue und saubere Somonzentren entstehen. Auch wenn sie weit, sehr weit sogar auseinanderliegen, so haben sie doch Funk und Telefonverbindung zum Bezirkszentrum, haben eine Elektrostation, eine Schule, Kaufhalle, Bibliothek und eine Arztstation. Und ein Übernachtungshaus für Gäste. Schon aus der Ferne leuchten die niedrigen weißen Steinhäuschen mit den grün gestrichenen Blechdächern, vor denen mit viel Geduld ein paar junge Ulmen oder Pappeln gewässert und vor den gefräßigen Ziegen geschützt werden. Noch ein paar Jahrzehnte, und in der Gobi wachsen vielleicht die ersten künstlich angelegten Wälder.

Der mongolische Jugendverband hat die Gebiete der Gobi zur „Zone seiner besonderen Aufmerksamkeit" erklärt. Mit einem Verbandsauftrag sind allein 1983 über eintausendzweihundert Jugendliche in den Süden gegangen. Sie haben Patenschaften über Objekte der Landwirtschaft und des Bauwesens übernommen und dadurch ein neues Zuhause gefunden. Aus der Zeitung habe ich zwei Fotos ausgeschnitten. Auf dem einen ist eine Gruppe junger Leute versammelt; es sind zehn Brautpaare. Das andere Foto zeigt zehn Jurten, die schnurgerade nebeneinander stehen. Ringsum kein Baum, kein Strauch, nur einsames, weites Land. Diese Paare haben zur gleichen Zeit geheiratet, sich zu einer Brigade zusammengeschlossen und sind in die Gobi gezogen. Hier wollen sie versuchen, miteinander zu leben und gemeinsam Vieh zu züchten. Bald wird erstes Kinderlachen ertönen, eine Dieselstation wird Strom liefern, und der Gobi ist wieder ein Stück zum Leben abgerungen.

Die Landschaft ist graugelb, die

Herbstsonne blendet, doch wärmt sie noch das Gestein. Wir arbeiten jeden Tag. Die Strukturen der Felsen, die Windrippeln auf den Sanddünen, die Wellenlinien der Ebenen und bizarre Tierskelette füllen die Skizzenblätter. In hochgelegenen Senken, die die Sonne noch mit Wärme ausgefüllt hat, verbringen wir die Nächte. Wenn der Tee getrunken und das Feuer sorgfältig gelöscht ist, legen wir uns unter freiem Himmel zum Schlafen nieder. Das ist das Wunderbare an der Gobi. Nur Weite, Finsternis und Stille. Manchmal reibt der Wind die winzigen Steinchen aneinander, und ein feiner, mittelhoher Ton schwingt durch die Nacht: Die Gobi singt. Ein unbeschreiblicher Frieden liegt über dieser ausgetrockneten Erde. Menschenaugen starren staunend hinauf in die glitzernde Unendlichkeit. All die kleinen Ängste sind verschwunden, es zählt nur das Jetzt, die körperliche Berührung mit dem harten Boden und der Anblick des Kosmos. Auch mit geschlossenen Augen ist die unfaßbare Weite gegenwärtig.

Sollten die Lamas recht haben, daß der Mensch wiedergeboren wird, so lebte ich in meinem vergangenen Leben auf diesem Flecken Erde. Seit ich die ersten Schritte auf mongolischem Boden tat, bin ich diesem Land verfallen, seiner Weite, seiner Stille, in der ich Poesie und Ruhe finde. Der Verzicht auf gewohnte Bequemlichkeit fällt leicht, wie vieles, das man freiwillig tut. Doch der Gewinn ist beträchtlich, ein Gewinn freilich, der nicht abrechenbar ist. Nur einen Teil davon kann ich vorzeigen, das sind meine Bilder. Sie sind nicht groß, den beschwerlichen Reisen gemäß verwahre ich sie in einem kleinen Blechkasten, der stabil genug ist, den frischen Ölfarbenauftrag vor Beschädigung zu schützen. Heute hat der Maler Dawaa seinen Aquarellblock unter den Arm genommen und geht auf Motivsuche. Der Grafiker baut seinen Arbeitsplatz gleich in unserem Lager auf. Er hat Spaß an den Töpfen, Säckchen und Steppdecken, die um das erloschene Feuer herumliegen, an den blankgenagten Ziegenknochen, dem Wasserkanister. Das ist ein Stilleben eigener Art, davon möchte er Tuschzeichnungen machen. Ich nehme meinen blechernen Malkasten, in dem auch die Ölfarben stecken, und wandere hinüber zu einer Felswand. Ein breiter Spalt, der die Wand in zwei Hälften teilt, ist wie ein Tor. Vor diesem Tor liegen einige Granitbrocken, dann führt ein schmaler Gang in den Berg. Erfrischende Kühle weht heraus, von leisem Rauschen begleitet. Ich steige zwischen die Felswände hinein in den ewigen Schatten. Aus halbhoher Seitenwand bricht plätschernd Quellwasser hervor, wie Silber schimmernd, und rinnt den abschüssigen Gang hinunter. Ich eile ihm nach, springe dabei von Stein zu Stein, bis die Schlucht zu Ende ist. Jetzt bin ich im Paradies.

Vor mir öffnet sich eine andere Schlucht. Sie ist breiter, ihre senkrecht aufragenden Wände bestehen aus dichten Felsrippen, einige sind schon herausgebrochen und liegen wie in Scheiben geschnittene Baumstämme auf dem Geröll. Das Licht ist mild, die Schatten sanft. Diese merkwürdige Farbigkeit!

Daß es so viele Grautöne gibt! Und diese Luft, wie Ozon, sie prickelt auf der Haut. Die ganze Schlucht wirkt wie ein Dom, nach oben hin geöffnet. Gesänge – was wäre, wenn Gesänge erklingen, die sich an den unzähligen Felsrippen brechen und deren Echo den Raum wie mit Brausen erfüllen würde? Ob Entsetzen oder Verzückung – beides führte mich in die Schwerelosigkeit des gnädigen Wahnsinns. Aber es ist totenstill. Ich halte den Atem an. Hier könnte ein Weiser begraben sein. Ich suche mit den Augen den Boden ab, ob Knochenreste zu sehen sind, denn früher war es üblich, die Verstorbenen offen hinzulegen. In einem toten Körper könnten Ungeheuer Wohnung nehmen, deshalb mußte er schnell beseitigt werden. In weiße Tücher gehüllt, legte man ihn offen aus, wo Wölfe für ein rasches Verschwinden der sterblichen Überreste sorgten. Könnte hier so ein Ort gewesen sein? So abgeschieden von allem Lebenden, nur aus totem Gestein mit einem Stück Himmel? Wie komme ich nur auf solche Gedanken? Nicht an den Tod, an das Heute, an das Jetzt will ich denken.

Was war das? Langsam wende ich meinen Kopf. Lautlos sind sie herabgestiegen, schauen mich an und trinken dann von dem Quellwasser, das zwischen den Steinen wieder in den Berg hineinsickert: drei Gemsen, eine Mutter mit zwei Jungtieren. Ich bewege mich nicht, hier sind sie die Hausherren.

Als ich wieder allein bin, setze ich mich auf einen Stein in das ausgewaschene Flußbett, welches die Sohle der Schlucht bildet. Gewitterregen werden sich hier sammeln und die vielen bunten Steine herumrollen, die den Sandgrund bedecken. Zaghaft ziehe ich die ersten Pinselstriche auf der Malmappe. Ich lasse sie von unten hinaufwachsen, die versteinerten Baumstämme, mache aus ihnen eine undurchdringliche Festungsmauer. Des Himmels Blau ist so weit weg, nur die obersten Spitzen der Felsen reflektieren sein Licht. Die seltsame Stimmung in diesem Riesentrog inmitten eines Berges will ich wie einen grauen, leicht vibrierenden Gesang darstellen, will eine Sinfonie aus Grautönen schaffen. Das Blau des fernen Himmels spiegelt sich in den Wassertiegeln, die auf dem dunklen Grund des Raumes entstehen und verschwinden und an glitzernde Juwelen erinnern. Sie geben der Bildkomposition die Spannung, die im Kontrast zwischen den strengen statischen Linien der Felsen und den kleinen dynamischen Punkten liegt.

Ich schaue auf die Uhr. Über fünf Stunden bin ich schon hier! Noch eine Stunde bleibt mir, dann muß ich zurück. Pünktlichkeit gehört zu unserer Reiseregel. Wer sich von der Gruppe entfernt, muß die Richtung angeben, in die er geht, und den Zeitpunkt seiner Rückkehr. Ist der Wanderer nicht pünktlich zurück, gehen die anderen, ihn zu suchen. Dabei haben wir nicht an ein Wolfsrudel oder an Steinschlag gedacht, schon durch unachtsames Laufen über Geröll kann man sich den Fuß brechen oder auf eine Giftschlange treten. Wie lange müßte ein Verunglückter sonst warten, bis er gefunden würde? Für eine Bleistiftzeichnung habe ich noch Zeit. Ein kleines Stück hinaufklettern und von dort die Strukturen der Felsreihung zeichnen mit dem Blick auf das Ende der Schlucht, das ist kein Risiko. Mein Ölbild trage ich vorsichtig hinauf auf einen Vorsprung, setze mich daneben und zeichne das fremde Paradies. Ach, meine Freunde zu Hause, wenn ihr das doch sehen könntet, ihr würdet meine Begeisterung verstehen! Die Arme ausbreitend, wünsche ich, daß sich dieser Anblick für immer in mein Herz gräbt. Dabei stoße ich an das Ölbild. Es fällt vom Stein und rutscht hinunter in die Talsohle. Dazu, wie es in solchen Fällen meist ist, mit der bemalten Seite nach unten. Das habe ich nun davon. Alles ist umsonst gewesen. Begeisterung, schön! Aber mußte ich auch noch die Arme hochreißen? Auf der Malmappe ist kaum noch etwas zu erkennen, alles ist verwischt. Ich begrabe sie unter einem Stein. Zur Erinnerung

Fortsetzung Seite 43

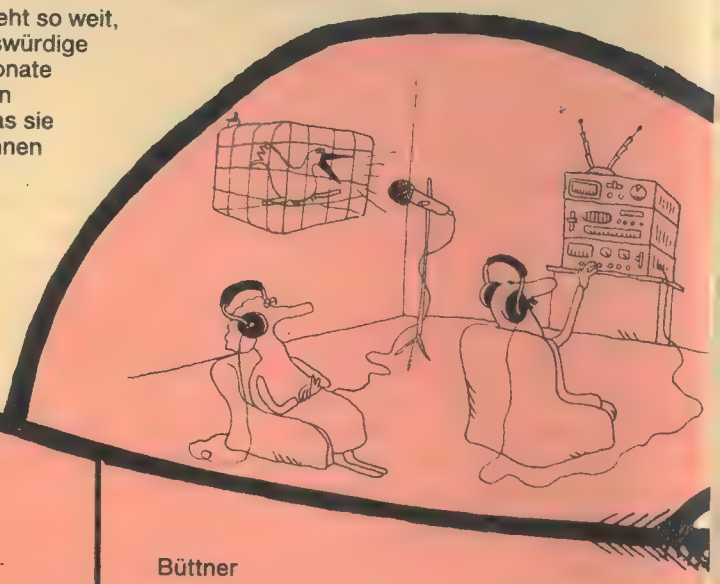
Die Musik reizt die Nachtigallen zum Liebesruf, die

2 Wochenspruch

Guter Gesang
wischt dem Herzen
Staub.

Die lächerliche Arroganz der Menschen geht so weit, daß sie zum Beispiel für die verehrungswürdige Nachtigall, die in jedem Jahr drei Monate so himmlisch singt, ungefähr den hundertsten Teil von dem zahlen, was sie einer ihrer erbärmlichsten Sängerinnen für die Gesangsquälereien eines Abends geben.

Adolf Glaßbrenner

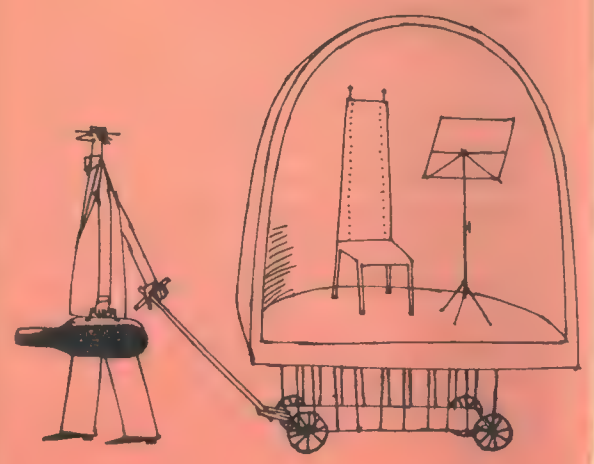


Wassermusikantin

Steinach

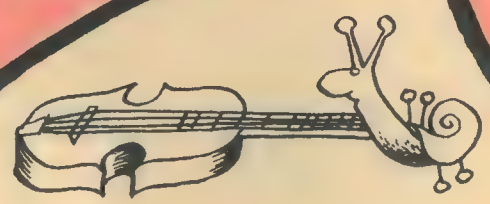
Steger

Büttner

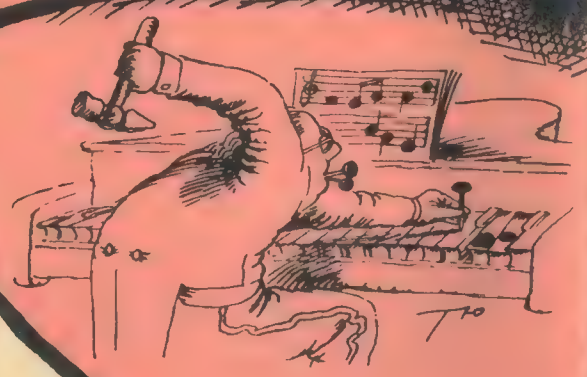


Ein Kunstwerk soll
nicht gefangenneh-
men,
sondern erobert
werden.

Paul Dessau



Theo Violingen, der fidele Kurkonzertschneck von Rosanzew



Tjunin, Moskau

Alexander Chort

Erfüllte Träume

Eine Stunde vor der Premiere stürzte die Assistentin ins Arbeitszimmer des Regisseurs: „Wladimir Sergejewitsch! Die Aufführung muß ausfallen! Spinkin ist erkrankt!“

Der Regisseur erbleichte. Bald würden die Zuschauer herbeiströmen, die Presse war geladen… „Ich hätte eine Idee“, flüsterte die Assistentin. „Der Beleuchter Kostja träumt seit seiner Kindheit davon, als Schauspieler auf der Bühne zu stehen. Er kennt alle männlichen Hauptrollen. Vielleicht kann er für Spinkin einspringen?“

Der Beleuchter war ganz benommen vor Glück, als ihn die Regieassistentin zum Maskenbildner geleitete.

Doch wenig später betrat sie wieder das Zimmer des Regisseurs: „Wladimir Sergejewitsch, das Stück muß trotzdem ausfallen. Jetzt fehlt uns auf der rechten Seite der Beleuchter!“ Wieder versank der Regisseur in Schwermut. Da öffnete sich die Tür, ein Mann im Frack trat ein, der Bratschist Palatkin.

„Ich hörte, daß uns ein Beleuchter fehlt. Vielleicht kann ich einspringen. Ich wollte schon immer Beleuchter sein. Aus diesem Grunde bin ich auch nicht Musiklehrer geworden. Ich wollte den Scheinwerfern nahe sein.“

Der Bratschist erhielt die Erlaubnis, den Platz des Beleuchters einzunehmen. „Und wer soll Palatkins Solopart spielen?“ fragte die Assistentin schüchtern. Sorgenvoll stützte der Regisseur den Kopf in die Hände. Da erschien die Maskenbildnerin. „Wladimir Sergejewitsch, es heißt, im Orchester fehlt heute der Bratschist. Es ist mein Jugendtraum, Musikerin zu werden. Deshalb bin ich damals ins Theater gegangen und nicht in einen Frisiersalon.“

Ohne sie bis zu Ende anzuhören, bat der Regisseur seine Assistentin, die Maskenbildnerin in den Orchestergraben zu begleiten. Doch nach we-

Manche trifft die Musik ins Herz, andere ins Rückenmark, die Kritiker ins Ohr. Alfred Polgar

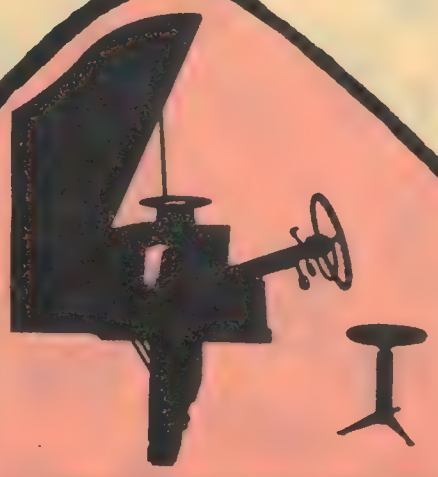
Möpse zum Kläffen. Robert Schumann

Trau keiner Bestie, die nicht liebt Musik. Heinrich Heine

Zu manchem Spaß gehört auch Plackerei, und man tut gut daran, nicht gleich hilfreich herbeizuspringen, wenn man jemanden stöhnen hört.

Hermann Kant

Schneider



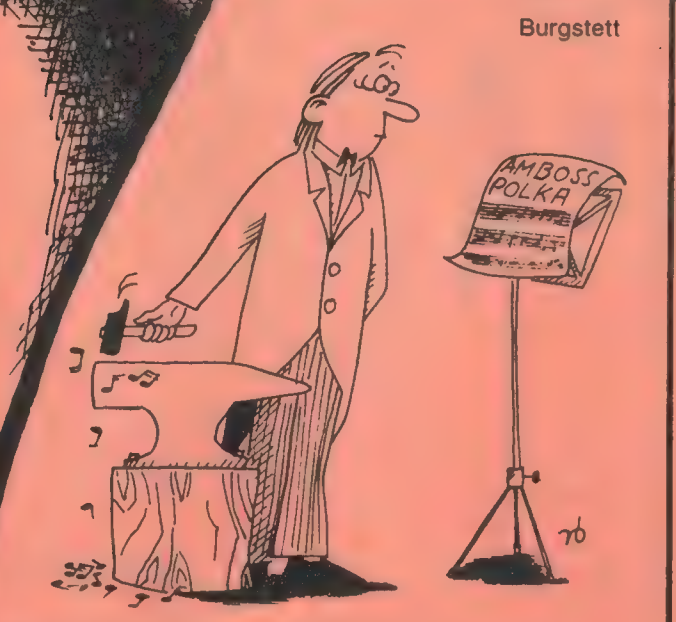
Schtscherbak, Alma-Ata

Empfehlung Ein Student beklagte sich bei seinem Kompositionslehrer, dem Professor des Leningrader Konservatoriums N. N. Tscherepnin, daß ihm ein Lied nicht gelingen wolle und bat um einen Rat. „Versuchen Sie es einmal mit folgender Methode: ‚Komponieren Sie zehn Lieder und werfen Sie sie in den Ofen. Das elfte gelingt bestimmt'."

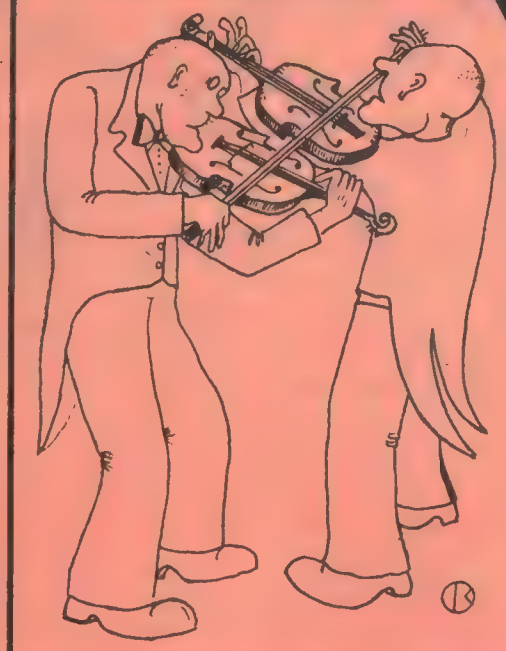
Vergleich Der aus der Ukraine stammende sowjetische Komponist Konstantin F. Dankewitsch entgegnete einst einem Kritiker, der erklärt hatte, daß übermäßiges Lob dem Künstler nur Schaden zufüge: „Fürchten Sie sich nicht, den Komponisten zu loben. Der Ruhm ist wie Schwefelsäure – ein edles Metall verdirbt sie nicht und ein schlechtes zerfrißt sie."

Logischer Schluß Wanja darf mit seiner Mutter das erste Mal in die Oper. Man spielt „Eugen Onegin". Als Onegin Lenski im Duell tötet, fragt Wanja: „Mutti, wurde der Mann erschossen, weil er so schlecht gesungen hat?"

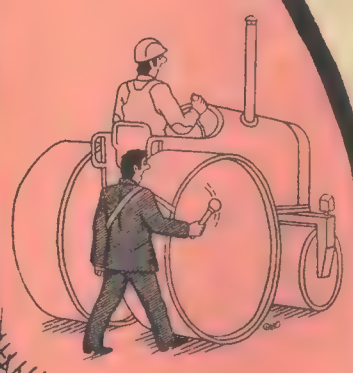
Aus dem Russischen von F. Pietzonka



Burgstett



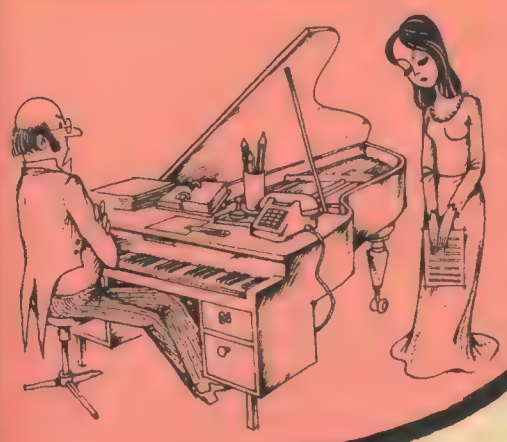
Soldatow, Moskau



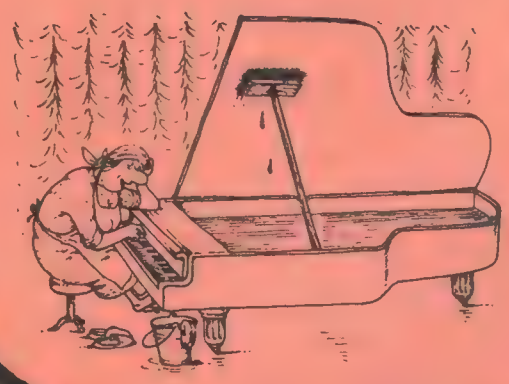
Maistrenko, Leningrad

Je schlechter das Gehör des Sängers, um so lauter muß der Beifall sein. Michail Genin

Auch die Pause gehört zur Musik. Stefan Zweig



Uborewitsch-Borowski, Moskau



Kossobukin, Kiew

nigen Minuten stand sie wieder vor ihm: „Also, die Premiere ist nicht zu retten! Die Maskenbildnerin sitzt im Orchester, gut. Aber zwischen den einzelnen Szenen des Stückes liegen immer viele Jahre. Die Leute altern. Sie müssen vor jedem Akt neu geschminkt werden. Wer aber soll sie schminken?"
Da erhob sich der Regisseur und sprach: „So erfüllt sich heute der Traum meines Lebens! Das Schicksal hat mich zwar zum Regisseur bestimmt, in meinem Herzen aber bin ich Maskenbildner!"
Die Aufführung begann.
Vor der nächsten Vorstellung gab es all diese Aufregung nicht. Der Hauptdarsteller war in Hochform, der Beleuchter Kostja saß auf seinem Platz, der Bratschist spielte mit Schwung, die Maskenbildnerin schminkte. Dennoch fiel die Vorstellung aus. Die Äußerungen der Premierenbesucher hatten sich wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet. Das Publikum blieb weg. Und niemand konnte es ersetzen...

Aus dem Russischen von Adeline Thomas

Playback:

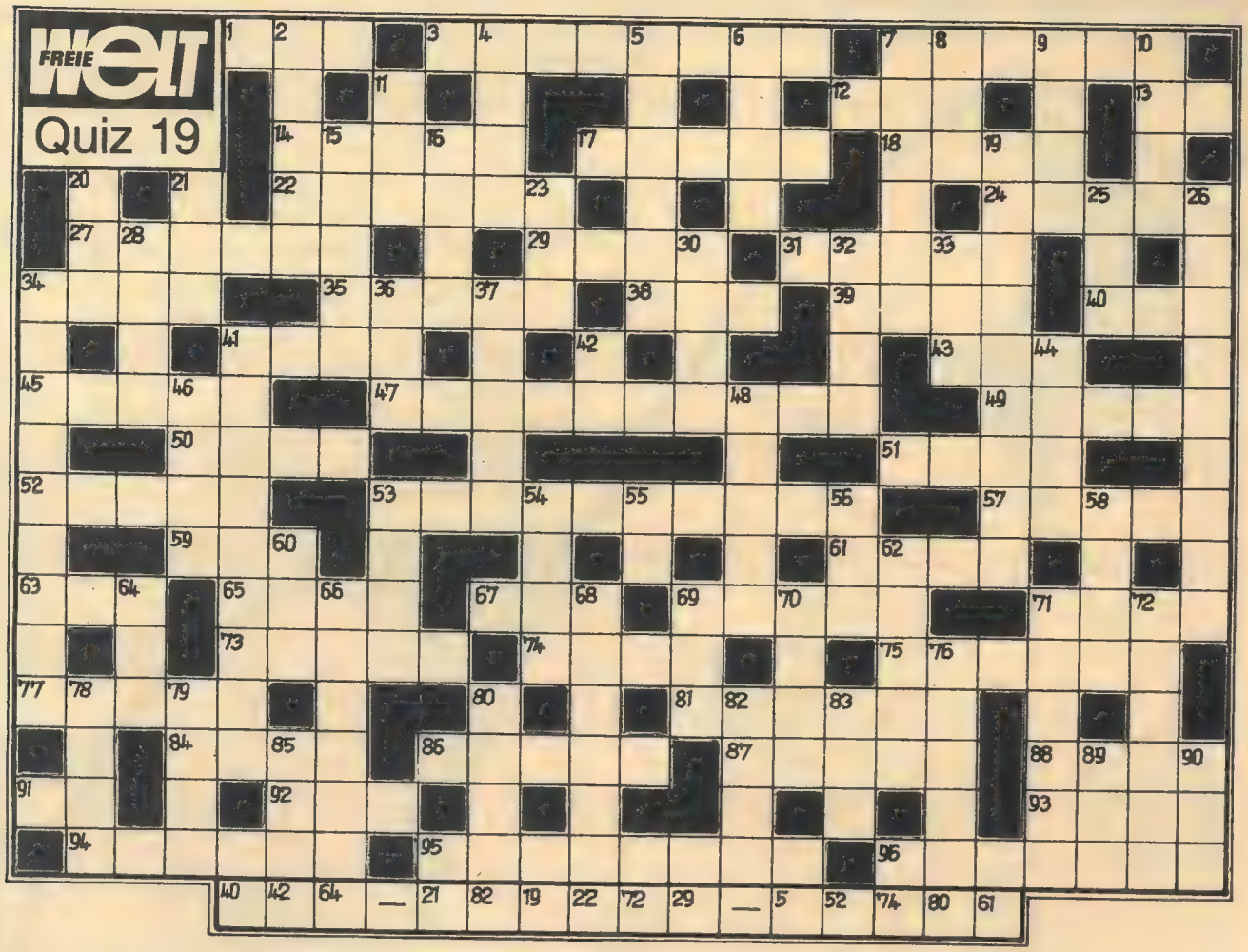
Vortäuschung echter Tatsachen.

Heyse

„Takt" ist nicht, wie viele meinen, ein Talent, das man hat oder eben nicht hat, sondern es ist ununterbrochene Anständigkeit des Herzens!
Peter Altenberg

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

sind wie eine Orgel, die pfeifen nicht, wenn ihnen nicht ein anderer einblase. Zingcref



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Skulptur des Naumburger Doms, 3. größter russ. Schriftsteller (1799–1837), 7. sowj. Maler, Graphiker und Bühnenbildner (gest. 1970), 12. französisch: Straße, 13. südamerikan. Faultier, 14. Name einer Freundin Goethes, 17. Kobold der nord. Mythologie, 18. deutscher Bildnis-, Tier- und Pflanzenmaler des 17. Jh., 22. Jahreszeit, 24. kurzgebratenes Fleischstück, 27. sowj. Schlachtenmaler (gest. 1934), 29. Ritter der Artusrunde, 31. Massemaß für Edelsteine, 34. Schiffbaustadt a. d. Elbe/DDR, 35. Flachland, 38. afrikan. Strom, 39. Kopfschmuck, 40. ein Judo-Meistergrad, 41. Nachkomme niederländ. Einwanderer des 17. und 18. Jh. in Südafrika, 43. südeurop. Hauptstadt, 45. größtes Waldgebiet der Erde, 47. sowj. Komponist (Opern, Sinfonien, Filmmusiken und Massenlieder), 49. Mädchenname, 50. Fluß im Harz, 51. svw. Verpflegung, 52. Bittermittel, 53. Stadt i. d. Oblast Moskau, 57. Handgerät für die künstlerische Gymnastik, 59. Wolganebenfluß, 61. Mädchenname, 63. Stadt im Süden Vietnams, 65. Mädchenname, 67. nordostspanischer Küstenfluß, 69. Ort im Spreewald, 71. Nagetier (Wild), 73. Sumpfhuhn, 74. Hauptstadt der Lettischen SSR, 75. Tropenfrucht, 77. inneres Organ, 81. Fleischgericht, 84. russ. Männername, 86. Sucht, Trieb, 87. Kampfplatz, 88. südfranz. Bergbaustadt, 91. Fluß in Oberitalien, 92. Wintersportgerät, 93. Mädchenname (Kurzf.), 94. rumän. Industriestadt im Banat, 95. russ. revolut. Demokrat, Philosoph und Publizist (gest. 1848), 96. bedeut. sowj. Bildhauer (gest. 1966).

Senkrecht: 2. italien. Dichter des 16. Jh. (Titelgestalt bei Goethe), 4. Stimmzettelbehälter, 5. russ. materialist. Schriftsteller u. Publizist (1812–1870), 6. abgelaichter Hering, 7. histor. russ. Kreuzer der Baltischen Flotte, 8. Männername, 9. Fütterungsverfahren, 10. Roman von Zola, 11. poln. Schriftsteller, 15. ein Wahrzeichen Londons, 16. Biene, 19. Autor des Romans „Wie der Stahl gehärtet wurde", 20. Komponist der Oper „Die Zaubergeige", 21. Erbfaktor, 23. Wendekommando, 25. Schwur, 26. gesangsartig geführte Tonfolge, 28. italien. Maler des 17. Jh., 30. Hauptstadt der Ukrainischen SSR, 32. Anruf auf See; Grußwort i. d. ČSSR, 33. dichterisch: Adler, 34. Stadt mit Fluß- und Seehafen im Wolgadelta, 36. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 37. svw. steinreicher Mann, 41. russ. Komponist (1836–1910), 42. sowj. Flugzeugtyp, 44. südamerikan. Tee, 46. banktechnischer Begriff, 48. abgesonderte Gruppe einer Religionsgemeinschaft, 53. schweizer. Industriestadt, 54. Gewässerrand, 55. chem. Zeichen für Kalzium, 56. Sportstadion in Budapest, 58. früherer Lanzenreiter, 60. Zitatensammlung, 62. Bewegungsform der Materie, 64. Lebensbund, 66. Komponist, Schöpfer und erster Klassiker der russ. Kunstmusik (gest. 1857 in Berlin), 68. oberitalien. Hafenstadt, 69. Ferment, 70. Donaunebenfluß, 71. Jagdruf, 72. griech. Mondgöttin, 76. sowj. Schwarzmeerkurort, 78. russ. Männername, 79. geripptes Gewebe, 80. Abschrägung einer scharfen Kante, 82. dänischer Sprachwissenschaftler des 19. Jh., 83. Aufgußgetränk, 85. Baumteil, 89. Lotterieanteilschein, 90. engl. Anrede.

Sie ist eine der zehn größten Schrägseilbrücken Europas und überspannt die mitten durch Lettlands Hauptstadt fließende Daugava. Ihren poetischen Namen – Lösungswort unseres heutigen Rätsels – verdankt sie dem Oberbürgermeister von Rostock (Riga und Rostock sind Partnerstädte).

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand), kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 19 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 29. Oktober 1986 (Poststempel).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 24/1986 der FREIEN WELT.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

40	42	64	—	21	82	19	22	72	29	—	5	52	74	80	61					

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der dritte Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Bowle – Grund – Dunst – Puppe – Kruke – Mast – Fest – Ster – Wald

Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen aus dem Innern der Sahara wehenden trocknen Wind.

SCHACH

ZSKA in Amsterdam

Aus dem Europacupwettbewerb der Schach-Landesmeister stammt die folgende Partie zwischen der SG Eindhoven und ZSKA (UdSSR) in Amsterdam. Die Gäste siegten mit 8,5:3,5 Punkten.

RUSSISCH, S. Makarytschew (ZSKA)–F. Kujpers (Eindhoven), Amsterdam '86: **1. e4 e5 2. Sf3 Sf6 3. d4 S:e4 4. Ld3 d5 5. S:e5 Sd7 6. S:d7 L:d7 7. 0-0 Dh4 8. c4 0-0-0 9. c5! g5 10. Sc3 Lg7 11. Se2 Sf6 12. Ld2! Thg8?! 13. Tc1! Sg4 14. h3 Sh6 15. c6! L:c6 16. T:c6 bc 17. Da4 Td6 18. D:a7 Lf6! 19. b4! Te8 20. b5 T:e2 21. bc T:c6 22. L:e2 D:d4 23. Da8+ Kd7 24. Lb5 Db6 25. a4 Sf5 26. La5 Dc5 27. Lb4 Db6 28. Te1 Ld8 29. Te5 Sd6 30. T:d5 g4 31. L:d6 cd 32. a5 Dc7 33. a6 g3 –**

Noch bevor der Holländer in dieser Partie in aussichtsloser Position 33 ... g4-g3 gezogen hatte, fiel Sekundenbruchteile vorher auf der Schachuhr das Blättchen – Kujpers hatte die Zeit überschritten; somit – 1:0 für Sergej Makarytschew.

Die Auslosung für das Halbfinale ergab die Paarungen Anderlecht (Belgien)–ZSKA sowie Rockaden Stockholm–Trud (UdSSR).

Silbenrätsel

Aus den Silben a – al – ar – bern – chauf – dar – de – der – e – er – eu – feur – ge – gu – her – i – lan – lan – lee – li – me – mee – mi – mi – mük – ne – ne – nen – ner – nie – nuch – ren – rent – ru – sis – ste – stein – ta – tö – wei – win sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben (beide von oben nach unten gelesen) ein Zitat aus „Romeo und Julia" ergeben. (ch = 1 Buchstabe):

1. engl. Naturforscher (1809–1882), 2. Haremswächter, 3. Wettlauf, Wettfahrt, 4. europ. Königreich, 5. Streitmacht, 6. verfallenes Gebäude, 7. fossiles Harz (Schmuckstein), 8. Kunstmuseum in Leningrad, 9. griech. Rachegöttin, 10. Stachelhummer, 11. Baumstraße, 12. Fahrer eines Kraftwagens, 13. türk. Küstenort südwestl. von Adana, 14. flacher Teich, 15. Titelgestalt bei Lessing, 16. Ruhegeldempfänger.

Geschütteltes

RETI UND SPEILE werden ohn' Eile umgebaut zu „Küchenkraut".

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

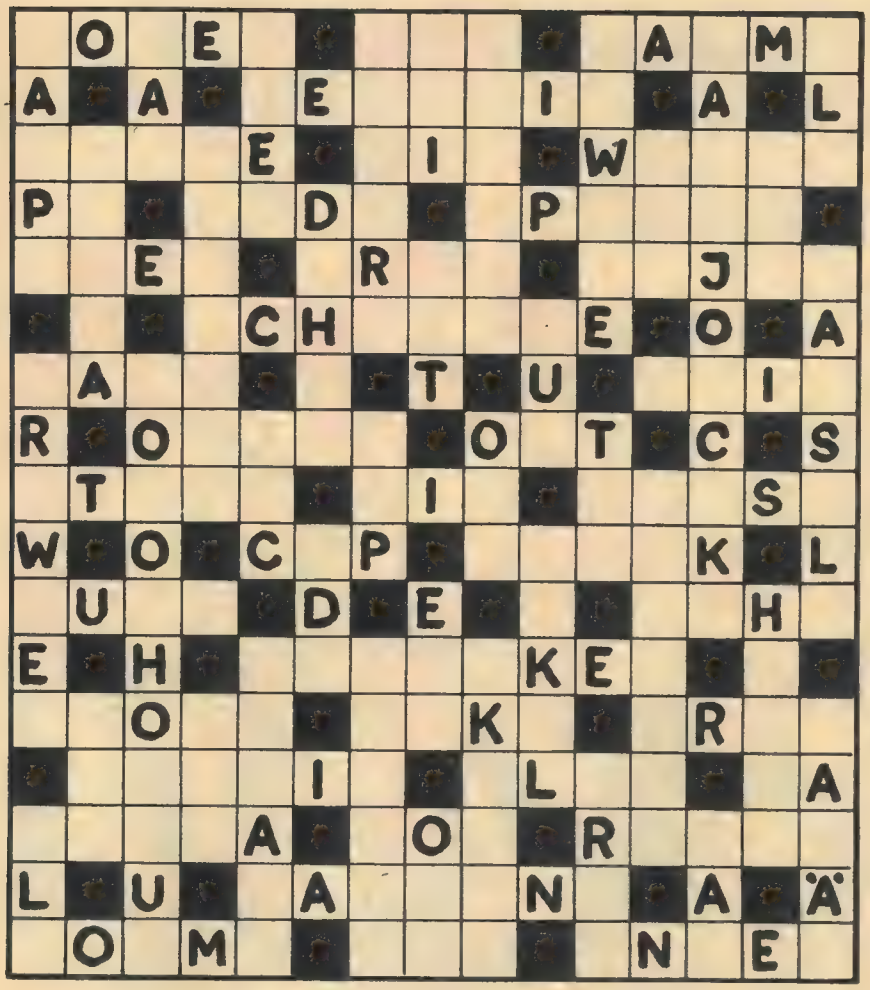
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

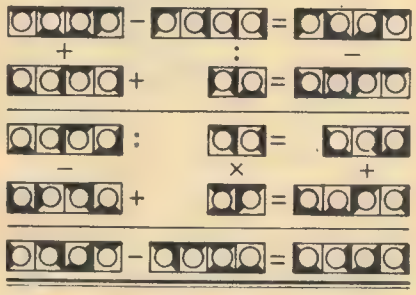
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Aufhängevorrichtung für die Räder eines Fahrzeuges, 2. engl. Biersorte, 3. altes dänisches Längenmaß, 4. Stadt im SO Chinas, 5. Tauchvogel nördl. Meere, 6. Stahlplatte mit Versteifungen, 7. italien. Mädchenname, 8. Mädchenname, 9. Einteilungsbegriff, 10. Nebenfluß der Kura, 11. Nebenfluß des Orinoco in Venezuela, 12. Kartenwerk, 13. Dorfwiese, 14. Angehöriger des hohen Adels im zarist. Rußland, 15. italien. Goldschmied und Bildhauer des 16. Jh., 16. Sportpreis, Pokal, 17. Stadt und Fluß gleichen Namens im Landkreis Luckau, 18. Tongeschlecht, 19. Tierprodukte, 20. span. Mädchenname, 21. weibl. Operngestalt aus „Das Rheingold", 22. Gefrorenes, 23. Nachkomme, 24. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 25. Hausflur (mundartl.), 26. effektvoller Einfall, 27. griech. Buchstabe, 28. textiles Flächengebilde, 29. größter deutscher Dichter des 19. Jh., 30. vietnamesisch: Insel, 31. fliegender Jüngling der griech. Sage, 32. Regenbogenhaut des Auges, 33. altägypt. Göttin, 34. Destillationsrückstand von Kiefernharz, 35. Interpunktionszeichen, 36. Rheinnebenfluß aus dem Rothaargebirge, 37. Vergrößerungsglas, 38. Zeichen, 39. Aufnahmeverzeichnis für Studenten einer Hochschule, 40. Hafenstadt a. d. Westküste Siziliens, 41. russ. Holzpüppchen, 42. sangbare Tonfolge, 43. Stadt in Mittelgriechenland, 44. chem. Zeichen für Natrium, 45. Sportstadion in Budapest, 46. geologische Stufe der Alpinen Trias, 47. englisch: Netz, 48. jugoslaw. Bezirksstadt in Serbien, 49. sowj. Schwarzmeer-Hafenstadt, 50. nordschweizer. Industriestadt, 51. Vorzeichen, 52. Titelgestalt bei Puschkin, 53. Großmutter (Kosef.), 54. Ansiedlung, 55. Windrichtung, 56. baumartige Tropenpflanze, 57. Abk. für Preisliste, 58. österr. Volksdichter (1790–1836), 59. schwarzes Pferd, 60. Titelgestalt bei Shakespeare, 61. Rumbakugeln (Rhythmusinstrumente), 62. südfranzös. Strom, 63. französisch: König, 64. Stern im Sternbild Orion, 65. svw. Sold, Lohn, Gehalt (französ.), 66. Rätselart, 67. Hindernis, Barriere, 68. eine Gerbsäure, 69. Hochseefischereifahrzeug, 70. Atoll der Marshallinseln (östl. von Bikini), 71. Abk. für Turn- und Sportclub, 72. englisch: Tee, 73. Fluß im Kaukasusvorland, 74. Fluß im Süden Kirgisiens, 75. Nebenfluß der Selenga, 76. französisch: Leben, 77. Verbandsmaterial.

Raten und Rechnen



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

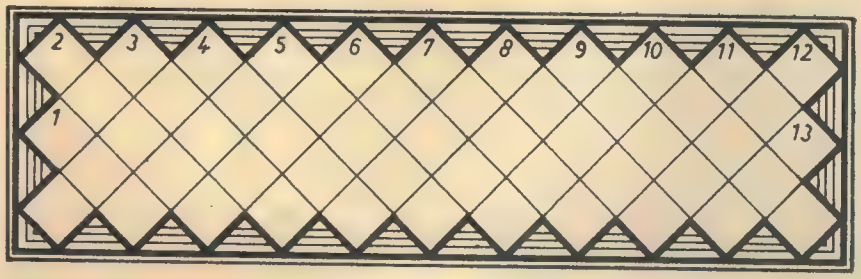
Vom Kern zum Wort

1				M	A	N		
2	E	N	I					
3	I	N	N					
4					H	U	S	
5			T	E	R			
6					K	E	N	
7	L	A	B					

Waagerecht: 1. altfranzös. „deutscher" Tanz des 16. Jh., 2. zweitgrößte Stadt der UdSSR, 3. mittelhochdeutsche höfische Lyrik des 12. bis 14. Jh., 4. Kommission, 5. europ. Hauptstadt, 6. Hauptstadt der Usbekischen SSR, 7. feinkörnige, kristalline Gipsart.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen der Hauptstadt der Kasachischen SSR.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein „Widersacher des spanischen Dichters Lope de Vega".



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 2. Fixstern, 3. Gewebe, 4. Fleischstück z. Braten, 5. deutscher Gartengestalter des 18./19. Jh., 6. Brotbelag, 7. Fluß aus Fulda und Werra, 8. Feuerzeichen, 9. künstliche Wasserstraße, 10. Stadt nordöstl. von Delhi/Indische Union, 11. kirchliches Bauwerk.
Von der Zahl nach links unten: 3. peruanische Währungseinheit, 4. Gründer der Sowjetunion, 5. Wäscheseil, 6. svw. Kehre, Drehung, 7. Hautverletzung, 8. Gegensatz zu Nähe, 9. Zahlschalter, 10. französ. Maler des 19. Jh., 11. jugoslaw. Währungseinheit, 12. Sittenlehre, 13. Zeichen.

Auflösungen aus Heft 20/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Basis (8), Ner (34), Raabe (42), Tri (59), Ene (11), Lenau (30), Ski (52), Knabe (27), Dress (10), Taler (60), Fett (17), Ase (1), Adam (2), Wal (65), Zentrum (66), Tal (61), Res (43), Lek (31), Illo (23), Serum (53), Acht (3), Ise (24), Eni (12), Ida (25), Inferno (26), Rum (44), Abel (4), Ora (39), Ruhr (45), Fries (21), Seide (54), Frank (18), Tat (62), Lossa (32), one (40), Eis (13), Nylon (35), Rur (46), Kaste (28).
Senkrecht: Ball (9), Sandel (55), Stütze (56), Nissan (36), Reiter (47), Reklame (48), Ararat (5), Eden (14), Art (6), Ned (37), Fallada (19), Starter (57), Malheur (33), Essen (15), Ulmen (63), Roi (49), Kai (29), Silikon (58), Norilsk (38), Abfall (7), Foster (20), Raster (50), Rhesus (51), Ern (16), Udo (64), Ofen (41), Gabe (22).

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. One, 2. Lende, 3. Laute, 4. Tritt, 5. Tatar, 6. Sagan, 7. Sedan, 8. Laken, 9. Regel, 10. Des.

Von der Zahl nach links: 3. Leo, 4. Tanne, 5. Trude, 6. Saite, 7. Satte, 8. Legat, 9. Radar, 10. Dekan, 11. Regen, 12. Sen.

Wörterband. Von außen nach innen: Tang, Amsel, Radar, Made, Ram, Otaru, Tanne, Sella, Kollege, Regan, Notar, Pelle, Seine.
Von innen nach außen: Eni, Esel, Lepra, Tonnage, Regel, Lokal, Lesen, Natur, atomar, Edam, Rad, Arles, Magnat.

Um die Ecke gedacht: Seemannsgarn.

Vom Kern zum Wort: Rotauge, 2. Opossum, 3. Mistral, 4. Admiral, 5. Nigeria, 6. Zeuthen, 7. Emaille. – Romanze.

Raten und Rechnen:

9968	:	8	=	1246
–		×		+
1139	+	716	=	1855
8829	–	5728	=	3101

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 16) aus Heft 18/1986

Waagerecht: 1. Amur, 4. Hanoi, 8. Akteur, 15. Regel, 16. Bogorodskoje, 18. Alai, 19. Spalt, 20. Lar, 21. Tar, 24. Lhasa, 25. Aale, 27. Blessen, 30. Onon, 32. Eris, 33. Egk, 35. Cie, 36. Held, 38. Aare, 40. Tas, 42. Eisbahn, 45. Oberon, 46. Li, 48. Heer, 50. Kama, 52. Nass, 55. Eton, 57. Don, 59. Lac, 60. Dom, 62. Batate, 63. Ob, 64. Mekong, 66. Huë, 68. Ota, 70. Ale, 71. Iler, 72. Sari, 74. Daus, 76. Ares, 78. As, 79. Epirus, 82. Segment, 83. Res, 85. Stadel, 87. Nest, 88. Kar, 89. Ego, 91. Tete, 92. Suse, 93. Alaseja, 97. Esse, 99. Algen, 101. Tal, 102. Man, 104. Trini, 105. Hai Phong, 108. Proklamation, 110. Zeder, 111. Erie, 112. Reeder, 113. Peter, 114. Reporter.
Senkrecht: 2. Ural, 3. Reiher, 4. Hesse, 5. Alpári, 6. Oblast, 7. Iota, 8. Ara, 9. Korb, 10. TD, 11. Este, 12. Ukas, 13. Rorschach, 14. Beine, 17. Oleg, 22. Echo, 23. Indre, 26. Lese, 28. Lask, 29. ein, 30. Ole, 31. Nanna, 34. Keroka, 37. Ebro, 39. Elster, 41. Ahn, 43. Balk, 44. AMA, 47. Stol, 49. Edessa, 51. Tee, 53. ATA, 54. Salate, 56. Ober, 58. Nor, 60. Dia, 61. Moderator, 62. Baum, 65. Niels, 67. Usus, 69. Tag, 71. Ise, 73. Pinscher, 75. Senj, 77. Eros, 78. Atelier, 80. Ree, 81. Steiger, 82. Sal, 84. Sterne, 85. Stanze, 86. Dreher, 88. Kappa, 90. Gent, 94. Sake, 95. Elle, 96. Amme, 98. Stop. 100. Nare, 103. Aar, 106. Ort, 107. Nie, 109. a. D. – **Lösungswort:** Ho Chi Minh-Stadt

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Eleonore Knorr, Taura, 9115

2. Preis:
75,– M Viola Schlafke, Zeithain, 8406

3. Preis:
50,– M Klaus Lindner, Magdeburg, 3014

4. bis 8. Preis:
je 25,– M Siegfried Schulz, Potsdam, 1500; Wolfgang Fuhrmann, Berlin, 1136; Familie Bank, Halle, 4050; Elfi Falck, Graal-Müritz, 2553; Hans Witte, Ostseebad Kühlungsborn, 2565.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

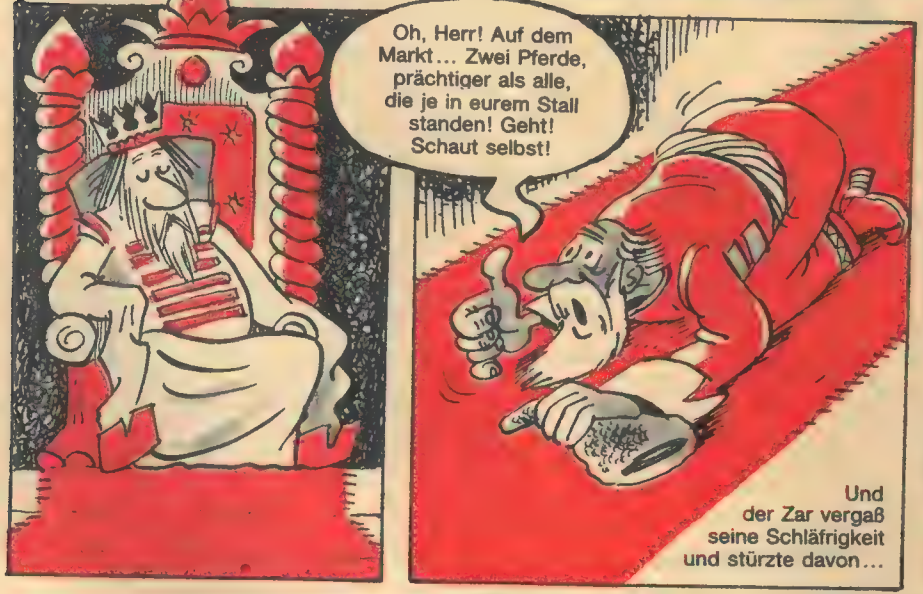
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das bucklige Pferdchen 3

Frei nach dem Märchen von Pjotr Jerschow. Nacherzählt von Olga Pogorelowa, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau.

Auf dem Jahrmarkt herrschte schon lustiges Treiben. Das war ein Rufen, Feilschen, Lachen! Aber als Iwan mit seinen Pferden auftauchte, wurde es still. Mit offenen Mündern standen die Pferdehändler. Und selbst der geschwätzige Stadtvogt war starr vor Staunen. Doch dann befahl er den Wachen, die Bauern zu vertreiben und den Besitzer der Pferde nicht aus den Augen zu lassen. Er aber eilte in den Zarenpalast.



HOCHSCHULFERNSTUDIUM 1987

Zum Studienjahr 1987/88 können Sie sich in den Wissenschaftszweigen

TECHNISCHE WISSENSCHAFTEN
AGRARWISSENSCHAFTEN
WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN
LEHRKRÄFTE FÜR DEN BERUFSTHEORETISCHEN UNTERRICHT

und in den Fachrichtungen

PHILOSOPHIE
WISSENSCHAFTLICHER KOMMUNISMUS
(Lehrer für Marxismus-Leninismus)

für ein Hochschulfernstudium bewerben.

Aufnahmebedingungen:

- Hochschulreife (Abitur oder Fachschulabschluß)
- in der Regel eine abgeschlossene und der gewählten Studienrichtung entsprechende Berufsausbildung sowie eine mehrjährige berufliche Praxis

Die Fachrichtung Berufsschullehrer können Lehrer aufnehmen, die eine entsprechende Fachschulausbildung abgeschlossen haben, eine päd. Ausbildung nachweisen und im berufstheoretischen Bereich tätig sind.

Vollständige Bewerbungsunterlagen sind bei der

ZENTRALSTELLE FÜR DAS HOCHSCHULFERNSTUDIUM
DES MINISTERIUMS FÜR HOCH- UND FACHSCHULWESEN
Abteilung Information/Dokumentation
Dresden Telefon: 4 63 32 35/56 70
8027 Dresden
einzureichen.

Informieren Sie sich durch die Broschüre „Hinweise für Studienbewerber zum Hochschulfernstudium 1987". Sie ist bei der Zentralstelle für das Hochschulfernstudium, in den Abteilungen Fernstudium für Universitäten und Hochschulen oder in den Abteilungen Berufsbildung/Berufsberatung der Räte der Bezirke und Kreise erhältlich.

TeleLOTTO

VIII. SPORTFEST XI. SPARTAKIADE LEIPZIG 87

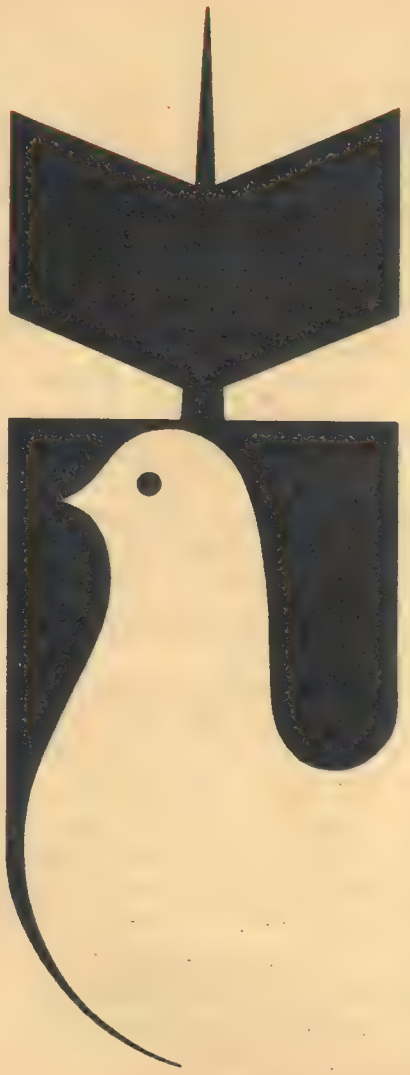
Zusätzliche Gewinnauslosung
in der 43. Spielwoche
zu den Ziehungen am 26. und 29. 10. 1986

100 Pkw Trabant 601 S
50x Zehntausend Mark
300x Fünftausend Mark
500x Dreitausend Mark

Spielscheinannahme 20. - 24. Oktober 1986

VEB VEREINIGTE WETTSPIELBETRIEBE

Plakat von dem kubanischen Maler Jorge Fernandez



Wo Frieden ist, da ist das Leben.

Kultur und Leben

Die illustrierte Monatszeitschrift des Verbandes der Sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland – in deutscher Sprache – stellt Ihnen verschiedene Bereiche des kulturellen Lebens der Sowjetunion vor.

Interessant in Wort und Bild berichtet „Kultur und Leben"

- über das Leben und Wirken sowjetischer Schauspieler, Schriftsteller, Regisseure, Maler und Wissenschaftler und deren Kontakte mit ausländischen Kollegen,
- über die reiche Kulturgeschichte der Völker der Sowjetunion,
- über Sehenswürdigkeiten und Denkmäler der Architektur und Holzbaukunst,
- über Sport und Mode, über seltene Bücher und vieles andere mehr.

Überzeugen Sie sich selbst!

Die Zeitschrift ist in den Verkaufsstellen der Deutschen Post im Angebot.

Einzelverkaufspreis: 1,05 M
Abonnementspreis: 3,15 M für 3 Monate

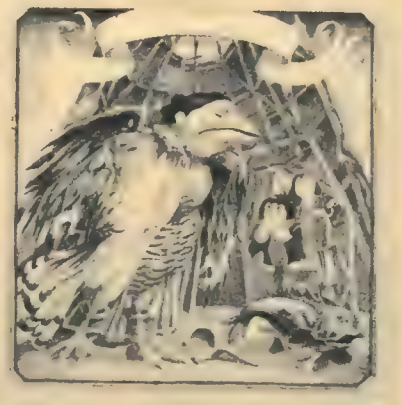
DEUTSCHE POST PZV ZEITUNGSVERTRIEB

Warum eine Mutter zum Kuckuck wird

Es war einmal eine arme Frau, die hatte vier Kinder.
Die Kinder gehorchten der Mutter nicht. Sie tobten herum, spielten von früh bis spät im Schnee.
Wenn sie in den Tschum[1]) zurückkehrten, schleppten sie an den Pimen[2]) dicke Schneebatzen herein, und die Mutter mußte sie wegräumen.
Ihre Sachen waren ganz naß, und die Mutter mußte sie trocknen. Die Mutter hatte es schwer.
Eines Tages im Sommer fing die Mutter einen Fisch im Fluß. Sie hatte große Mühe, ihn an Land zu ziehen, aber die Kinder halfen ihr nicht. Von diesem Leben, von der schweren Arbeit wurde die Mutter krank. Sie lag im Tschum, rief ihre Kinder und bat:
„Kinder, gebt mir Wasser. Meine Kehle ist ganz ausgetrocknet. Bringt mir ein wenig Wasser."
Sie bat einmal, zweimal und noch öfter. Die Kinder brachten ihr kein Wasser.
Der Älteste sagte: „Ich habe keine Pimen."
Der Zweite sagte: „Ich habe keine Mütze."
Der Dritte sagte: „Ich habe nichts anzuziehen."
Der Vierte aber gab gar keine Antwort.
Da sprach die Mutter:
„Zum Fluß ist es nicht weit, und ihr könnt ohne Sachen Wasser holen gehen. Mein Mund ist ganz trokken. Ich möchte trinken!"
Die Kinder lachten und liefen aus dem Tschum. Lange spielten sie und kümmerten sich nicht um die Mutter.
Endlich bekam der Älteste Hunger und blickte in den Tschum hinein.
Da sah er die Mutter mitten im Tschum stehen. Sie zog ihre Maliza[3]) an.
Auf einmal bedeckte sich die Maliza mit Federn.
Die Mutter nahm das Brett, auf dem sie sonst das Fett von den Fellen schabte, und das Brett wurde zu einem Vogelschwanz. Der eiserne Fingerhut wurde zum Schnabel.
Statt der Arme wuchsen ihr Flügel.
Die Mutter hatte sich in einen Vogel verwandelt und flog nun aus dem Tschum.
Der älteste Sohn schrie:
„Brüder, seht doch, unsere Mutter fliegt als Vogel davon!" Die Kinder liefen hinter der Mutter her und riefen:
„Mama, wir haben dir Wasser gebracht!"
Die Mutter antwortete ihnen:
„Kuck-kuck, Kuck-kuck! Zu spät, zu spät. Jetzt liegt das Wasser der Seen vor mir. Ich fliege zum offenen Meer."
Die Kinder liefen hinter ihrer Mutter her, riefen sie, hielten ihr die Schöpfkelle mit Wasser hin.
Der jüngste Sohn schrie:
„Mama, Mama! Komm nach Hause zurück! Hier hast du Wasser! Trink, Mama!"
Die Mutter antwortete aus der Ferne:
„Kuck-kuck, Kuck-kuck, Kuck-kuck! Zu spät, Söhnchen, ich komme nicht zurück."

Die Nenzen

... waren früher unter dem Namen Samojeden bekannt und wurden bereits Anfang des 12. Jahrhunderts in der altrussischen Nestorchronik erwähnt. Die Nenzen sind hauptsächlich im Autonomen Bezirk der Nenzen beheimatet.
Gegründet am 15. 7. 1929.
Bevölkerung: 51 000 Einwohner (1982), 20 000 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Nenzen.
Lage: Der Autonome Bezirk der Nenzen liegt im europäischen hohen Norden der Sowjetunion.
Territorium: Die Fläche des Nenzen-Bezirks beträgt 176 700 km² (zum Vergleich: Die DDR ist 108 178 km² groß).
Hauptstadt: Narjan-Mar. Neben den traditionellen Erwerbszweigen Fischfang, Rentierhaltung, Pelztierjagd und Pelztierzucht gewinnen zunehmend Erdöl- und Erdgasförderung sowie die Holzverarbeitung an Bedeutung.



Viele Tage und Nächte liefen die Kinder hinter ihrer Mutter her – über Stock und Stein, durch Wiesen und Sümpfe. Ihre Füße waren schon ganz blutig. Wo sie gelaufen waren, blieb eine rote Spur zurück.
Die Mutter hatte ihre Kinder für immer verlassen und war zum Kukkuck geworden.
Seither baut der Kuckuck kein Nest und zieht auch seine Kinder nicht auf.
In der Tundra aber wächst seither rotes Moos.

1) Stangenzelt
2) Stiefel
3) Oberbekleidung aus Fell

Wie die Fische im Wasser zu leben begannen

Es war einmal ein Fischlein. Es lebte damals noch nicht im Wasser, sondern auf der Erde. Und es hatte drei Kinder. Eines Tages wurde das Fischlein krank. Es lag in seinem Tschum und konnte nicht aufstehen. Die Kinder weinten Tag und Nacht.
Dem Fischlein ging es schon ganz schlecht.
Die älteste Tochter trat aus dem Tschum, stand weinend da und hielt Ausschau, ob nicht jemand käme, der der Mutter helfen könnte.
Da kam eine Krähe geflogen und setzte sich auf einen Baum neben dem Tschum.
„Warum weinst du, Fischlein?" fragte sie.
„Unsere Mutter ist krank, sie liegt schon zwei Monate im Tschum und kann nicht aufstehen, darum weine ich."
Da sagte die Krähe zu dem Fischlein:
„Weine nicht, ich werde sie gesund machen. Geht alle aus dem Tschum. Ich gehe allein hinein und mache die Mutter gesund. Wenn sie schreien sollte, so hört nicht darauf, und wenn sie euch ruft, so kommt nicht herein. Mit dem Schrei geht die Krankheit aus ihr heraus, und sie wird alsbald gesund."
Die Kinder gehorchten und zogen sich zurück zum Meeresstrand, die Krähe aber ging in den Tschum.
In der Ecke sah sie das kranke Fischlein liegen. Das Fischlein stöhnte, es ging ihm schlecht.
Die Krähe sprang hinzu, sperrte den Schnabel auf und hackte auf das kranke Fischlein los.
Das Fischlein schrie:
„Meine Kinder, wo seid ihr? Helft mir, Kinder, die Krähe hackt mich!"
Die Kinder hörten es und liefen zum Tschum. Die älteste Schwester aber sagte:
„Wir dürfen nicht in den Tschum hinein. Die Krähe hat gesagt: Wenn die Mutter schreien sollte, so hört nicht darauf, und wenn sie ruft, so kommt nicht herein. Mit dem Schrei geht die Krankheit aus ihr heraus. Die Krähe macht sie gesund."
Die Kinder gehorchten und gingen nicht in den Tschum.
Die Mutter schrie und stöhnte:
„Helft mir, meine Kinder! Die Krähe bringt mich um! Schnell, meine Kinder!"
Die Kinder hörten es, und das Herz tat ihnen weh. Sie hatten Angst. Aber sie trauten sich nicht in den Tschum.
Und dann wurde die Mutter still.
Die Krähe kam aus dem Tschum heraus. Sie setzte sich auf den Baum und putzte den Schnabel.
Die Kinder aber eilten in den Tschum. Da sahen sie in der Ecke Gräten liegen. Sie hörten die Krähe vom Baum spotten:
„Diese dummen Fische, die habe ich schön hereingelegt."
Die Kinder weinten bitterlich. Dann trugen sie die Gräten ihrer Mutter zum Strand, warfen sie ins Wasser und tauchten selber ins Meer.
Als sie vom Ufer wegschwammen, blickte das älteste Fischlein aus dem Wasser und sagte zu der Krähe:
„Du hast unsere liebe Mutter aufgefressen. Aber freue dich nicht zu früh! Du bist nun auch verloren, und du wirst nichts finden, wo du dich verstecken kannst."
Das älteste Fischlein peitschte mit dem Schwanz das Wasser. Das Wasser stieg, schwoll immer mehr an. Schon hatte es das Land und auch die Bäume überschwemmt.
Die Krähe fand nichts, wo sie sich hinsetzen konnte.
Sie flog und flog und fiel endlich ins Wasser.
Im Wasser aber fielen die Fischlein über sie her, rissen sie in Stücke und trugen die Knöchlein nach allen Seiten davon. Seither leben die Fische im Wasser. Bis auf den heutigen Tag.

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke. Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner. Redaktion: Gisela Reller

Fortsetzung von Seite 35

Die Gobi singt

an diesen Ort sammle ich ein paar schöne Steine auf, einen Rosenquarz, einen handtellergroßen Rauchtopas und einen halbierten Achat mit einer wunderschönen Druse darin. Diese Steine werde ich an anderer Stelle in die Gobi legen, damit die Sonne auf sie fällt und sie wie Blumen zum Leuchten bringt.

Abends weise ich als Tagesleistung eine magere Bleistiftzeichnung vor. Dawaa legt vier große Aquarelle aus, und unser Grafiker zeigt einen ganzen Stapel Skizzen. Von meinem Pech in der Schlucht erzähle ich, dabei schüttele ich die Steine aus der Hosentasche. Auf Dawaa machen sie keinen großen Eindruck. Jetzt breitet er seine Arme aus: So große Edelsteine wurden schon in der Gobi gefunden. Sie sind im Museum. Und er nennt mir den Namen des Ortes, an dem ich heute war: Schlucht zum schönen Mond. Hatte ich nicht gespürt, daß sie etwas Außerirdisches an sich hat?

Doch jetzt sind sehr reale Arbeiten zu verrichten. Holz hacken, das hinten am Jeep angeschnürt ist, weil wir kaum Argal finden. Die Nächte sind kalt. Ich wundere mich aber, daß ich nicht so friere wie in den Bergen. Manchmal steht einer von uns im Morgengrauen auf und zündet einige Stücke Argal an, der schwelend brennt und etwas Wärme spendet. Wir schlafen unruhig und liegen wach im grauen Morgen, auf die ersten Sonnenstrahlen wartend. Bald wird der Himmel rosafarben und färbt die Steine, den Sand und uns, die ruhenden Menschen. Der beginnende Tag übernimmt von der Nacht das Schweigen. Kein Vogellied, kein Schnarren der Heuschrecke, nichts. Nur – wie in diesem Moment – das leise Geklirr der Steine, wenn scheue Tiere darüberlaufen. Vorsichtig wende ich meinen Kopf in die Richtung, aus der das Geräusch kommt. Antilopen und Gazellen sind keine Seltenheit, wir sahen sie schon in stattlichen Rudeln. Aber jetzt halte ich den Atem an: Ganz nah sind sie herangekommen, die seltenen Kulane. Das sind Wildesel, größer als gezüchtete und schneller. Dank ihrer Schnelligkeit brauchen sie, außer den Menschen, keinen Feind zu fürchten. Der Glaube, mit dem Fleisch des Tieres auch dessen Kraft, Ausdauer und Kühnheit in sich aufzunehmen, hat im Menschen den Wunsch geweckt, recht viel davon zu besitzen. Das hat zu einer starken Verringerung der Kulane geführt. Heute stehen sie unter strengem Tierschutz. Theoretisch. Wer kann schon Klage führen gegen einen Wilderer in menschenleeren Gebieten, wenn ihn keiner ertappt?

Endlich haben wir gelernt, unsere Lebensmittel nicht herumliegen zu lassen. Am Tag belauern die Steppenadler unsere Kochstelle und stehlen, was sie im Sturzflug ergreifen können, bei Nacht durchsuchen Igel mit Hundeohren unsere Töpfe und Taschen. Am Ufer des Orog-Sees leben unzählige Frösche. Deshalb gibt es hier sehr viele Ohrenigel. Buchstäblich in Scharen kommen sie in der Dämmerung, schieben ihre Nasen sogar unter den Schlafsack, um zu prüfen, ob etwas Genießbares darunter verborgen ist. Daß dabei eine Igelnase in ein Menschengesicht gerät, muß hingenommen werden.

Mit dem Waschen nehmen wir es nicht so genau, dazu ist das Wasser viel zu kostbar. Es wird zugeteilt. Jeder erhält morgens eine halbe Tasse voll, und der mongolische Maler lehrt uns, damit auszukommen. Zuerst werden ein paar Tropfen auf die Handflächen gegossen, damit die Seife schäumt und die Handflächen sauber werden. Danach nimmt man einen großen Schluck Wasser in den Mund, spuckt es in die hohlen Hände und wäscht sich damit das Gesicht. Der Rest reicht gerade noch aus, um die Zähne zu putzen.

Das ist die letzte Nacht, in der wir im Freien schlafen. Nun wird es zu kalt. Am Morgen weckt uns ein seltsames Tosen. Im Schutze unserer Felswand erleben wir, wie ein schwerer Sandsturm eine dichte Sandwolke nur wenige Kilometer von uns vorbeiwälzt, so daß sie die Sonne verdunkelt. Als sich nach einer knappen Stunde der Sturm gelegt und der Sand sich gesetzt hat, liegt unser Weg zum Tiefbrunnen unter Sanddünen verschüttet, die vielleicht acht oder mehr Meter hoch sind. Eine breite Schlucht, die das Bergmassiv nach Süden hin wie mit einem Tor öffnet, läßt die gefährlichen Stürme aus dem unbelebten, trostlosen Teil der Wüste hindurchdringen. Wir befürchten, daß der Sand auch den Brunnen zugedeckt hat, deshalb ziehen wir es vor, zurückzufahren. Das bißchen Wasser, das im Kanister ist, wird dafür gerade noch ausreichen. Einen halben Tag schließen wir uns einer Kamelkarawane an. Die Tiere sind hochbeladen. Diese Familie hat ihre Sommerweide verlassen und ist auf dem Weg zum Überwinterungsplatz.

Nun beginnt allmählich die härteste Zeit im Nomadenalltag. Immer mit etwas Wind im Rücken, frierend und mit Sand überzogen, fahren wir auf dem kürzesten Weg zurück. Nachts nehmen uns freundliche Nomaden auf. Das ist die Wärme in diesen kalten Tagen: die Gastlichkeit und die Freude, dem Fremden das Beste vom Vorhandenen zu geben, Anteil am beschwerlichen Reisen zu nehmen und ihn mit vielen guten Wünschen zu verabschieden.

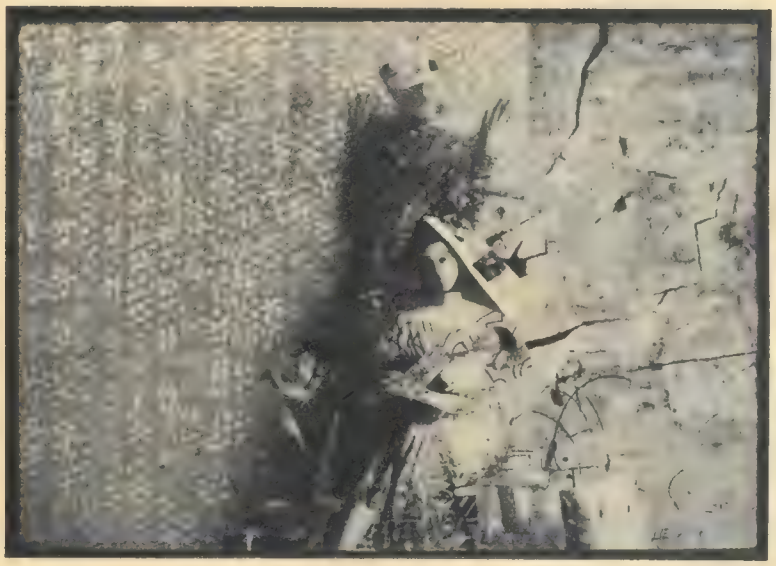
Bilder, die Fragen wecken!

Was sehen wir? Was erkennen wir? Ein zur einen Hälfte unaufgeräumtes, zur anderen sorgfältig renoviertes Zimmer... Ein Durcheinander sehr verschiedenartiger Dinge auf der einen, ein regelmäßiges, etwas langweiliges Tapetenmuster auf der anderen Seite. Dazwischen eine weibliche Figur, die offensichtlich ihrem eigenen bisherigen Leben nachsinnt. Die Künstlerin, Daze Adolfowna Liela, neunundzwanzigjährig, lebt in Riga und nennt ihr Bild „Instandsetzung". Meint sie es buchstäblich so, wie sie es nennt? Oder fordert sie uns auf, hinter die tapezierte Wand zu schauen, im Chaos der Dinge einen verborgenen Sinn zu suchen? Zweifellos will sie uns am Bild mitwirken lassen, in uns Fragen wecken, die weit über das hinausgehen, was uns die bemalte und mit einem Hauptpreis ausgezeichnete Leinwand zeigt. Ein Beispiel von vielen gegenwärtig im Alten Museum in Berlin ausgestellten Gemälden und Grafiken junger Künstler der DDR und der UdSSR. Einunddreißig Maler und Grafiker der jungen Generation befragen unsere Zeit, stellen Menschen dar in ihren gesellschaftlichen Bindungen, ihren kleinen Freuden und ihrer großen Besorgnis um den Frieden, um die Erhaltung menschlicher Existenz. Sie legen hier das Ergebnis eines Plenair-Wettbewerbs vor, das den Kunstbetrachter mit eigenwilligen, zeitnahen Bildfindungen, mit Phantasiereichtum und interessanten Einsichten in die Welt von heute überrascht, berührt und zum Nachdenken zwingt. Die Ausstellung ist aber auch Ausdruck eines schon lange währenden freundschaftlichen, künstlerischen Erfahrungsaustausches, in dem in vielem übereinstimmende Auffassung von Wirklichkeit und sehr unterschiedliches künstlerisches Herangehen an diese sich widerspiegelt. Auffallend die zunehmend differenziertere Darstellung des Menschenbildes in den Arbeiten der DDR-Künstler, die expressiver werdenden Bildformen, die vielschichtigen Kompositionen. Auffallend aber auch der Mut zu ausdrucksstarker Farbgebung und die Lust am Spiel von Form und Farbe und Licht. Anfang des nächsten Jahres wird diese in mancherlei Hinsicht bemerkenswerte Ausstellung auch in Moskau von freundschaftlicher gemeinsamer Kunsttätigkeit zeugen.

Salus Winter

Clemens Gröszer: „Café Liolet", Mischtechnik auf Leinwand, 1985, DDR, 1. Preis.

Daze Adolfowna Liela: „Instandsetzung", Öl auf Leinwand, 1986, UdSSR, Hauptpreis.



Repros: Detlef Christel

MEDAILLEN-SCHAU

Matrosen-Abc auf hoher See

1

2

3

4

5

6

Segelschulschiffe dienen in erster Linie der Ausbildung junger Seeleute. Neben soliden theoretischen und praktischen Kenntnissen sollen sich die Kursanten vor allem jene Fähigkeiten aneignen, die ein Seemann an jedem Platz braucht: Verantwortungsgefühl, Mut und Unerschrockenheit. Daneben zählt natürlich die maritime Traditionspflege. Was läßt sich mit der klaren, funktionellen Schönheit eines großen Schiffes unter Segeln vergleichen! In unserer Zeit der Supertrawler, Atomeisbrecher, Container- und Ro-Ro-Schiffe wird ein solches Bild auch gern als Gestaltungselement auf Medaillen und Münzen eingesetzt. Unser Nachbarland an der Ostsee, die Volksrepublik Polen, hat seinen beiden Segelschulschiffen gelungene Prägungen gewidmet. Zwei Bronzemedaillen zeigen die „Dar Pomorza". Eine gab die Seefahrtschule Gdynia 1970 zu ihrem 50jährigen Bestehen heraus (1 und 2). Im gleichen Jahr war der schmucke Dreimaster 40 Jahre im Dienst der polnischen Seefahrt. 1909 war er bei Blohm & Voß in Hamburg gebaut und 1910 als „Prinzeß Eitel Friedrich" in Dienst gestellt worden. Nach dem ersten Weltkrieg fiel das Schiff an Frankreich. 1929 kaufte Polen aus Spenden der Bevölkerung Pommerellens den Segler. Am 30. Juni 1930 fuhr er erstmals unter polnischer Flagge. Die andere Medaille erschien 1980 zur 50. Wiederkehr dieses Tages (3 und 4). Bei allen großen Windjammerparaden war das Schiff vertreten. Seit 1982 liegt es fest vertäut am Passagierkai in Gdynia als Schiffahrt- und Schiffbaumuseum. Als Segelschulschiff dient seitdem die „Dar Młodzieży", erbaut in Gdańsk aus Spenden der polnischen Jugend. Zu Ehren des neuen Seglers gab die VR Polen eine silberne 500-Złoty-Münze heraus, die jedoch nicht als Zahlungsmittel in Umlauf ging, sondern in beschränkter Anzahl als Probemünze emittiert wurde (5 und 6), ein kleines Denkmal für den neuen Dreimaster. Die „Dar Młodzieży" hat eine Länge von 106 Metern mit Bugspriet und eine Breite von 14 Metern. Fockmast und Großmast sind 49 Meter, der Besanmast 40 Meter hoch. Bis zu 120 Kursanten können hier das Abc der Seefahrt erlernen.

Alfred Kasanowski

Nan und Bibitschilik

Min atem Ralph – ich heiße Ralph, das lernte ich schnell auf kasachisch sagen, als wir – 15 Studenten der Karl-Marx-Universität Leipzig – in Alma-Ata eintrafen, um dort unseren Studentensommer zu absolvieren. Nan – das Brot, in Kasachstan ist es fast ein Synonym für Gastfreundschaft, und die ist hier sprichwörtlich. Im Internat auf dem Gelände des Studentenstädtchens „Kasgugrad" verging kaum ein Abend ohne Einladung zum Tee. Zum Tee, das heißt, es gibt auch Obst, Torte, Brot oder Besmarbak – Fünf-Finger-Fleisch, so genannt, weil man es früher, in der Jurte, mit den Fingern aß. Oft wird dazu, neben dem Tee – sehr süß, sehr heiß, mit viel Milch – Kumys, gegorene Stutenmilch, oder Schubat, gegorene Kamelmilch, getrunken. Zwei Wochen Rundreise durchs Land folgten dem dreiwöchigen Arbeitseinsatz. Un-

Wer schreibt uns?

Viktor Tolokow, 30 Jahre alt, Interesse für Literatur und Briefmarken, sucht Briefwechsel. UdSSR, 420 083 Kasan, ul. Akademika Arbusowa, d. 16, kw. 2

Dmitri Denissow, Schüler der 6. Klasse, Hobby: Hokkey, wünscht Briefwechsel in russisch. UdSSR, Irkutskaja obl., 666 020 Schelechow, 4. Mikror., d. 4, kw. 52

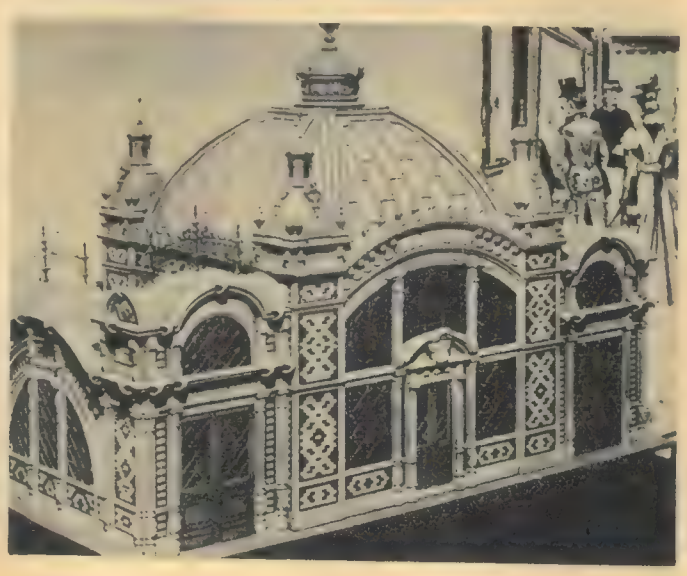
Olga Kurilenko, 16 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in russisch. UdSSR, Permskaja obl., 618 405 Beresniki, ul. P-Kommuny 24–36

Batu Baimursajewa, 19 Jahre alt, Studentin an der Hochschule für Fremdsprachen, Interesse für Musik und phantastische Literatur, läuft gern Schlittschuh, möchte deutsch und russisch schreiben. UdSSR, Stawropolski kr., 357 532 Pjatigorsk, ul. 295. Strelkowoj div., d 16, obschtsch. 4

Tatjana Fominzewa, 13 Jahre alt. UdSSR, Kasachische SSR, WKO, Glubkowski r., 493 125 Praporschtscheskowo, ul. Mira

Földalatti-„Seitensprung"

Rechts oder links – das war hier die Frage. Ergänzend zu dem vor längerer Zeit erschienenen Artikel über die „Budapester Unterpflasteroberleitungsbahn" (FW 26/85) hatten wir einen Leserbrief veröffentlicht, in dem auf den Linksverkehr der alten U-Bahn hingewiesen wurde. *J. Eickmeier, Berlin,* bestritt das: „Seit ihrer Rekonstruktion im Jahre 1973 fährt die Földalatti im Rechtsverkehr!" So ist es, wir zitieren aus dem Führer durch das Budapester U-Bahn-Museum: „Man tauschte die Signal- und Sicherungsanlagen aus, was ermöglichte, auch bei der U-Bahn zum Rechtsverkehr überzugehen, der in Budapest seit 1941 gültig ist." Bei dieser Gelegenheit eine Zugabe aus dem Museum – das Foto zeigt die Nachbildung von einem der reichverzierten ehemaligen Treppenhäuschen an den Stationen, die jedoch in den Jahren 1910 bis 1925 als verkehrsstörend abgetragen wurden. Es ist der sogenannte „Kiosk". Die Treppen befanden sich in den Seitenflügeln, der mittlere Teil wurde an Geschäfte vermietet.



sere Exkursion in die Ptizeferma – Hühnerfarm von Borowoje bei Koktschetaw hat mich beeindruckt; die modernen Geflügelzuchtanlagen genauso wie der Sportkomplex mit Schwimmhalle... Und hier sahen wir auch Pferdestallungen, erlebten, wie Kumys gewonnen wird – oder sagt man ermolken? Wer von uns kannte schon einen mechanisierten Melkstand für Stuten! Im Pionierlager des Pädagogischen Instituts Koktschetaw wurden wir im Volleyball „geprüft" und schließlich, und das war sehr feierlich, zu Ehrenpionieren ernannt. Auf meinem Foto Tommy (Jurastudent) und René (Chemiestudent), beide schon mit rotem Halstuch. Und die Landschaft dort – traumhaft, friedlich! Inmitten der Steppe eine „Insel" malerischer Berge, rotbrauner Felsen, kristallklarer Seen, die Kasachische Schweiz. Bibitschilik – Frieden heißt es auf kasachisch. Oft tauchte das Wort auf, ob in Alma-Ata im Park der 28 Panfilow-Kämpfer oder auf der Seite eins der „Kasachskaja Prawda" an dem Tag, als Michail Gorbatschow die Verlängerung des einseitigen Kernwaffenteststopps verkündet.

Ralph Schipke, Leipzig

Preisfrage

Heft 21/86

Wie hoch können die Wellenkämme vor der Nordküste Rügens sein?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 23/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 22. Oktober 1986. Auflösung von Heft 19/86: Auf der Insel Sachalin. Wir gratulieren Ingo Metzger, Weimar.

Korallen

So war es richtig in Folge 7 „Korallen vor Kuba" (FW 19/86): Die Polypentiere ernähren sich von Plankton sowie organischen Abfällen und Bakterien, auch durch Direktaufnahme gelöster Nährstoffverbindungen. Es gewannen: 100 M – Norbert Hallmann, Tambach-Dietharz; 75 M – Heinz Seifert, Leisnig; je 50 M – Konrad Hackebeil, Karl-Marx-Stadt; Margot Häusler, Leipzig; Heinz Schiemenz, Hoyerswerda. Herzlichen Glückwunsch!

Lesergrafik

Auf Reisen fotografieren – das tun viele. Günter Siegert, Friedersdorf, hält seine Eindrücke auf Zeichnungen und Skizzen fest. Hier turkmenische Jungen in der Nähe von Aschchabad, der Hauptstadt dieser SSR.

Sattelfest

Ich beschäftige mich viel mit Ostasien und habe mit Begeisterung Ihren Artikel über Tibet gelesen („Auf dem Dach der Welt", FW 15/86). Ich kenne mehrere Reiseberichte über diese Hochgebirgsregion, zum Beispiel von Alan Winnington. Allerdings liegen die meisten Jahrzehnte zurück. Sie geben also kein reales Bild mehr wieder, obwohl sich Tibet im Vergleich zu anderen chinesischen Gebieten verhältnismäßig langsam entwickelt. Doch trotz der Abgeschiedenheit hat das Land im letzten Vierteljahrhundert enorme Veränderungen erlebt – eine wichtige Erkenntnis für mich.

Frank Pollack, Halle

Mittagspause auf dem Fahrrad. In Lhasa, der Hauptstadt des Autonomen Gebiets Tibet, traf ich diesen Tibeter. Das Bild vermittelt zwei wichtige Aussagen: Einmal zeugt es von der Lernbegierde der jungen Generation im Hochgebirgsland. Noch sind fast 70 Prozent der Tibeter Analphabeten. Doch die chinesische Zentralregierung unternimmt große Anstrengungen, um diesem Übel abzuhelfen. Zum anderen berichtet es davon, daß der junge Mann Besitzer des Hauptverkehrsmittels in ganz China ist. Mehr und mehr erwerben auch die Bewohner auf dem „Dach der Welt" ein Zweirad, das übrigens ohne Rücktritt, sondern nur mit der Handbremse zu stoppen ist.

Günther Wolfram

„Schnitzeljagd"

„Russisch ohne Schulbank" gefällt mir (ab FW 13/86 in loser Folge). Alle Achtung! Manchmal bin ich zwar anderer Meinung, eigene Erfahrungen oder Erlebnisse bringen das mit sich, wenn es um Wortinhalte geht. Viel Erfolg mit Ihrer Reihe weiterhin!

W. Arndt, Jefremow, UdSSR

Ich bin Invalidenrentner und übe mich gern in der russischen Sprache, frische meine Kenntnisse immer wieder auf. Außerdem nutze ich Ihre Hilfen für meinen Briefwechsel. Natürlich ist gegen eine neue Form des Russischkurses nichts einzuwenden, doch findet Ihre Sprachecke nicht unbedingt meinen Beifall. Es geht da ein bißchen sehr durcheinander. Übrigens ist ein шницель doch ein Schnitzel und die Bulette nennt sich im Russischen котлета. So jedenfalls habe ich es kennengelernt.

Erich Noack, Sabrodt

Es stimmt: Einige Wörterbücher geben für шницель wirklich nur die Übersetzung Schnitzel an, was unvollständig ist. Diese wörtliche Bedeutung ist nur in Verbindung mit den Adjektiven отбивной (geklopft) bzw. натуральный (im Sinne von unpaniert) gegeben. Alleinstehend bedeutet шницель eine in Schnitzelform gebrachte, flache Bulette aus Hackfleisch. Dies bestätigen außer Muttersprachlern auch Reisende und natürlich Wörterbücher, zum Beispiel das Russisch-Deutsche Wörterbuch, Redaktion H. H. Bielfeldt, Akademie-Verlag, Berlin, 1958. Was котлета betrifft, so ist auch котлета отбивная ein Kotelett in unserem Sinne, ansonsten entspricht die Bedeutung in etwa unserer Bulette.

Hella Rymarowicz

Aus der Jurazeit

In Ihrer Ausgabe 18/86 las ich den Artikel „Guten Tag, Urzeit!" Aber auch wir haben einen Urzoo in Kleinwelka, der ein paar Zeilen wert ist. Ich sende Ihnen Ansichten davon mit.

Herta Hanicke, Meißen

Das ist ein Scelidosaurus aus der Jurazeit. Mit vielen anderen „belebt" er die Saurierparkanlage in Kleinwelka. Wer sich also im Kreis Bautzen aufhält, ein Abstecher lohnt sich...

Fortunas Launen

Wieder und wieder löse ich Eure Preisfragen und immer gehe ich leer aus!

Heidrun Schreppel, Rottmar

Bei uns beschäftigt sich die ganze Familie mit Ihren Rätseln, auch die Kinder. Und jedesmal lernen wir etwas dabei.

Familie Logge, Dresden

Als Freund von Preisrätseln reizen mich regelmäßig derartige Aufgaben. Leider habe ich noch nie gewonnen. Wie hoch ist eigentlich die Beteiligung?

Sigrid Matthes, Weißenborn

Mit der Zielsicherheit der Glücksgöttin rechnen? Dazu ist Fortuna zu launisch... Die Beteiligung an unseren Preisaufgaben schwankt. Zu Rücktitel- und Leserforumpreisfragen erhalten wir immer einige tausend Lösungen. Das Rätselquiz raten im Durchschnitt 20 000 Kreuzworträtselfreunde. Beim Sommerpreisrätsel 1986 haben mehr als 40 000 Leser mitgemacht. Bitte verraten Sie uns doch einmal, welche Art von Preisaufgaben Sie ganz persönlich zur Lösung reizt, liebe Leser!

Keinesfalls schon „alter Herr"!

Auch viele Fußballfreunde in der DDR schätzen Oleg Blochin als guten und sauberen Spieler („Verlockender letzter Rekord", FW 19/86). Wir möchten, daß er der aktiven Fußballwelt noch eine Weile angehört. Er sollte sich keine Gedanken über sein Alter machen. So wie wir ihn kennen, kann er noch mit 38 Jahren bei der Weltmeisterschaft 1990 mitmachen. Fast alle Spieler brauchen auf dem Feld einen „Vater", dessen grundsätzliche Erfahrungen nicht durch jugendlichen Überschwang ersetzt werden können.

Peter Leder, Dresden

Allez hopp!

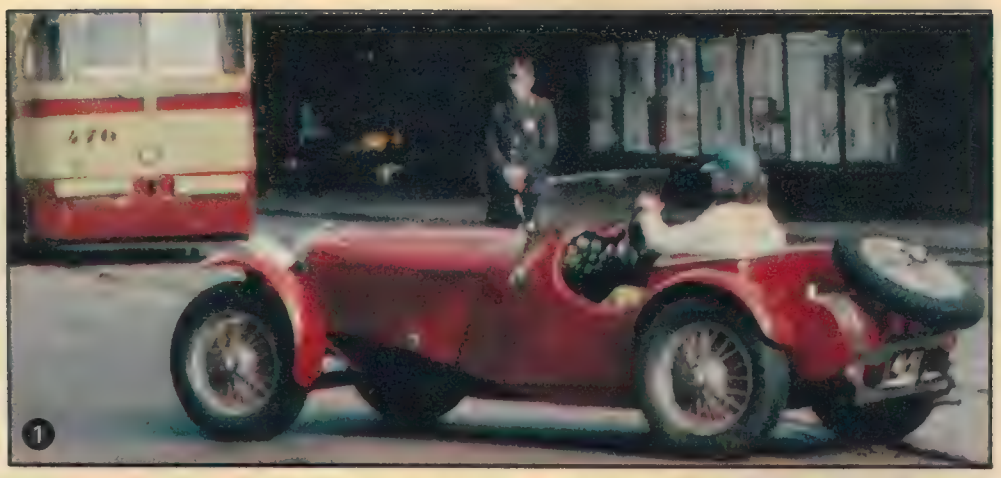
Zur Unterhaltungskunst diesmal gleich zwei Beiträge – Schlager und Zirkus („Waldoperspectaculum" und „Akrobatenplakat Schööön", FW 19/86, dankeschööön!

Arno Schuster, Gera

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Ralph Schipke (2), Günther Wolfram, Sieber, Archiv; Repros: Alfred Kasanowski

MOBILE ★ Extra

Oldtimer zum Anfassen



① Ein rasanter Jaguar SS 100 von 1935
② Rollende Raritäten beim Kórso durch die Rigaer Altstadt
③ Der Tatra „87“ mit der aerodynamisch günstigen Heckflossenkarosserie
④ Der knallrote Roadster SIL-112 S von 1962 blieb leider nur Prototyp
⑤ Programmheft des Treffens
⑥ Start eines Berliet von 1927
⑦ Oldtimer aus Eisenach, ganz links der EMW 340
⑧ Altersgenossen. Auch die Kfz-Technik ist noch recht gut beieinander…

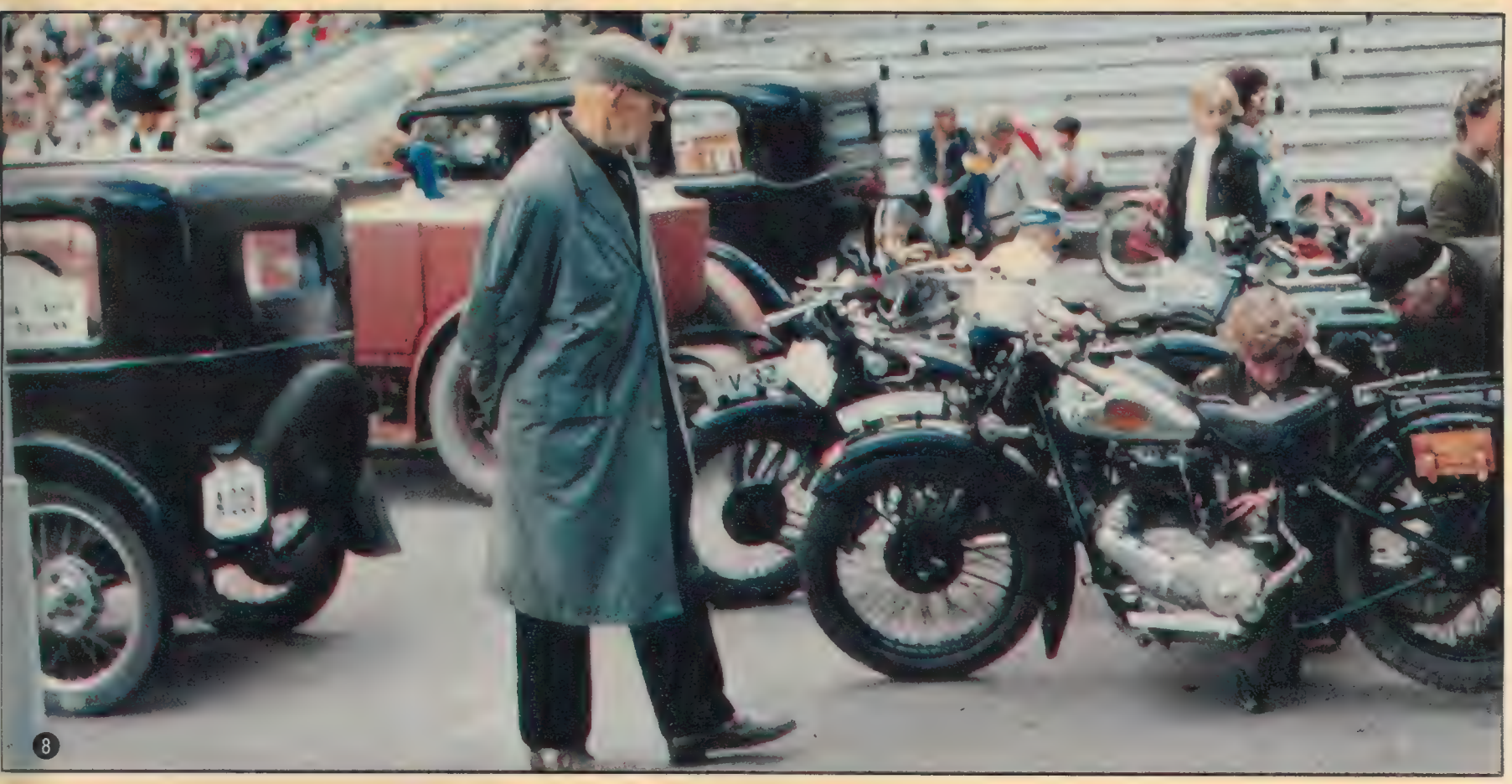
RETRO AUTO RIGA '86

5

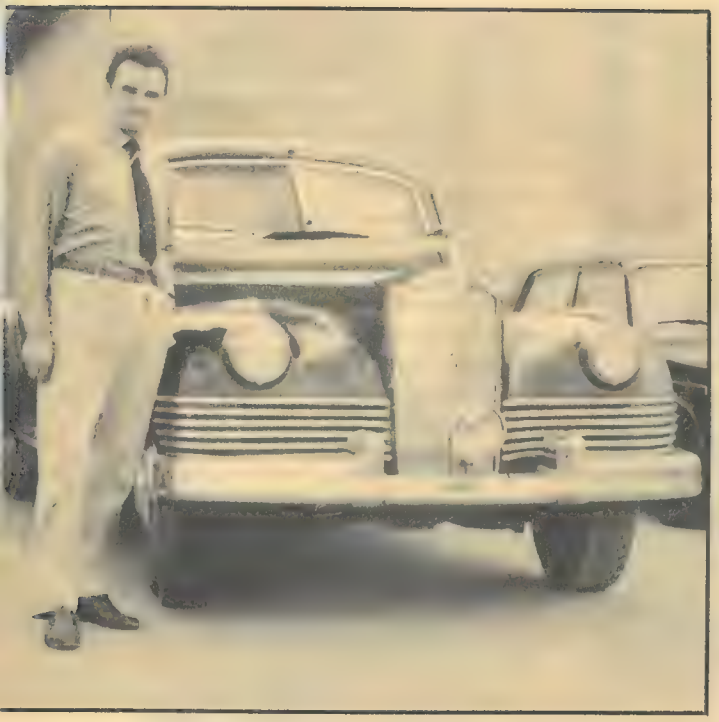
6

100 Jahre Automobil – Anlaß auch für sowjetische Klubs, Ausstellungen, Rallyes und Oldtimertreffs zu veranstalten. Auf eine Rundreise durch die Baltischen Sowjetrepubliken begaben sich alte und ganz alte Fahrzeuge. Mehrtägige Oldtimer-Shows in Riga und Tallinn wurden zum Treffpunkt Zehntausender. Nicht nur die Fans „mit Benzin im Blut" kamen, ganze Familien verlegten ihr Wochenendpicknick in das Ethnographische Open-Air-Museum Riga und ins Tallinner Katharinental. Es gab Rahmenprogramme jeder Couleur. Ungezählte Streicheleinheiten wurden verteilt, denn es waren Oldtimer zum Anfassen. Daß aus solchem Flirt die große Liebe werden kann, wissen die Mitglieder der Oldtimerklubs am besten. So fing es auch bei ihnen einmal an. Und deshalb wohl sind sie so tolerant, kennen keine Berührungsängste …

7



8



Oldtimer zum Anfassen

Da fahren sie hin: endlose Autokolonnen, sehr viele Lastwagen. Man hat Mühe, die Straße zu überqueren. Doch plötzlich stockt der Strom – ein, zwei, viele Oldtimer sind aufgetaucht, erregen mehr Aufsehen als der neue LADA „Samara“. Die Trolleybusfahrer wissen Bescheid: Die Autos sind unterwegs zum weitläufigen Gelände des volkskundlichen Museums am Stadtrand von Riga. Dort veranstaltet der Antiko automobilu klubs (siehe FW 19/85) eine dreitägige Oldtimershow, übrigens die sechste seit der Klubgründung im Jahre 1972.

Knatternde Uraltvehikel vom Schlage eines Ford T kommen neben dem geräuschlos dahingleitenden Horch 780 mit Fünfliter-Achtzylindermotor zum Stehen. Wenige Schritte weiter eine Armada großer Kabrioletts: ein Achtzylinder-Buick von 1938, ein Opel Kapitän, ein Mercedes Benz 770 K und ein Maybach SW 42, alle Ende der dreißiger Jahre. Ganz am Rande das BMW/EMW-Depot mit den Modellen 321, 326, 327, 328 und 340. Ein Leckerbissen der 328 Mille Miglia, einer der drei Spezialwagen, die 1940 für das damals wegen seiner miserablen Sicherheitsbedingungen berühmt-berüchtigte 1000-Meilen-Rennen in Italien gebaut wurden. Mit dem auf 120 PS gesteigerten BMW-328-Triebwerk erreichte der Zweisitzer stolze 210 km/h. Ein paar Reihen weiter sonnt sich ein besonders rares Stück in der Gunst des Publikums – ein schwarzer Rolls Royce Wraith von 1939, mit einer Spezialkarosserie der Berliner Firma Erdmann & Rossi. Der epochemachende 16-Zylinder-Rennwagen Typ C der Auto-Union, 1936/37 Favorit aller großen Rennen, wirkt wie ein Magnet auf die Besucher. Sein Sechslitermotor leistete maximal 520 PS bei der relativ niedrigen Drehzahl von 5000 U/min.

Bei aller Exotik – die Begeisterung der 12 000 Besucher gilt auch den einheimischen Oldies. Heimvorteil genießen sozusagen zwei Ford-Lizenz-Autos, die unter der Bezeichnung „Vairogs“ Ende der 30er Jahre in Riga montiert wurden, mehrere SIS-Repräsentationsfahrzeuge aus den ersten Nachkriegsjahren und ganz besonders der Roadster SIL-112 S. Der schnittige Flitzer, 1962 als Prototyp entstanden, erreicht 260 km/h! Daß der 300 PS starke V-8-Motor viel zu stark fürs Gelände ist, beweist die anschließende Geschicklichkeitsfahrt: Nur mit Mühe kann der Fahrer das knallrote Geschoß bändigen…

Fast übersehen, aber dann um so mehr bestaunt: der superflache Gasturbinenwagen Pionier-2 M, den das Moskauer Institut MADI 1961 auf die Räder stellte. Die zwei Turbinen beidseits des Piloten sind gut für je 136 PS. Bei einem Rekordversuch erreichte das Fahrzeug 311,4 km/h.

Und während immer neue Ankömmlinge in Reih und Glied dirigiert werden, hat der Klubvorsitzende Viktors Kulbergs seinen Auftritt. Er würdigt die Geschichte des Automobils und stellt markante Zeitzeugen vor. Beifall, als der „Alterspräsident“ des Treffens, ein Stoewer von 1899, mit eigener Kraft über die Wiese hoppelt. Nicht nur sowjetische – auch polnische, tschechoslowakische und finnische Klubs haben Fahrzeuge hier. Mit einem Feuerwehr-Oldie ist auch eine Equipe aus der DDR dabei.

Einen Tag darauf startet ein spektakulärer Autokorso durch die malerische Altstadt Rigas und weiter nach Jurmala an die Ostseeküste. Mit von der Partie sind auch jede Menge Lastwagen. Nur der erste sowjetische LKW, der wunderbar restaurierte AMO F 15, darf sich für seinen nächsten Auftritt schonen. Für einige der 120 Autos ist Riga nur ein Eckpunkt einer Hunderte Kilometer langen Rallyestrecke. Ein Wochenende später wird man im Tallinner Park der Sängerfeste sehen, wie gut sie durchgehalten haben…

Der Rigaer Klubchef Kulbergs – das Foto links oben zeigt ihn mit einem SIS-115 von 1949 – mußte für sein bisher größtes Projekt die Popularität dieses Steckenpferds ins Kalkül ziehen. Noch hat er Mühe, die rund 45 vier- und 60 zweirädrigen Oldtimer – den goldenen Fonds des Klubs – unterzubringen. Noch ist ein Teil davon derzeit provisorisch eingelagert. Andere Fahrzeuge wurden an Museen verliehen. Das soll anders werden, wenn Ende 1987 der Museumskomplex „Mežciens“ eingeweiht werden kann. Zusätzlich zu Ausstellungsflächen im Freien wird es dort Spielmöglichkeiten für Kinder, eine Gaststätte, eine Bibliothek, einen Video- und Kinosaal geben. Auch Werkstätten zur Restaurierung von Oldtimerm. Zwei Stockwerke werden die Schätze beherbergen, die distinguierte Damen schwach und reife Männer zu Lausejungs werden lassen: Oldtimer zum Anfassen!

Eberhard Kittler (Text und Fotos)

Goldener Intercity von IKARUS

Das lateinische „Omnibus“ (für alle) erwies sich auf der Leipziger Herbstmesse als zutreffend: An der neuesten Schöpfung der Budapester IKARUS-Werke – Reisebus 365 P 1 – kam kaum einer der „Sehleute“ vorbei. Dipl.-Ing. Béla Hargitai, Kundendienstchef für die DDR, öffnete uns freundlich die einflügelige Außenschwingtür des Exponats (4), das im Rennen ums begehrte Messegold stand. Seine 42 Plätze sind „ergometrisch optimiert“, weitgehend körperfreundlich gestaltet. Dazu zählt die seitliche Verschiebbarkeit der Sessel, man sitzt sich also nicht zu dicht „auf der Pelle“. Stufenlos verstellbare Fußrasten fördern die bequeme Sitzhaltung. Angenehm auch das wirkungsvolle Be- und Entlüftungssystem: Jeder Platz wird wie im Flugzeug individuell durch eine Luftdusche befächelt, bei Bedarf mit vorgewärmter Luft. Jeder hat seine Leselampe, daneben einen Rufknopf für die Stewardess und ein Notsignal (7). Der Gepäckstauraum ist mit 10,3 m³ ungewöhnlich groß und zugänglich. Die Innenausstattung in Modulbauweise (leicht nach Kundenwunsch zu variieren, auch einzeln verschließbare Gepäckfächer) aus Glasfaser-Pur-Elementen wirkt nicht zuletzt durch die warme Farbgebung und gediegene Ausführung regelrecht wohnlich (6). Die Zweckmäßigkeit des Fahrerplatzes (1) entspricht dem Komfort für die Reisenden. Vom in drei Richtungen verstellbaren formschaumgepolsterten Sitz (in bewährter Kooperation vom Möwe-Werk Mühlhausen im DDR-Kombinat IFA) sind alle Bedienelemente (Lenkung servoverstärkt) bequem zu erreichen. Die Anzeigen sind auf ein gut überschaubares System mit eindeutigen Piktogrammen beschränkt. Dipl.-Ing. Hargitai über DDR-Zulieferungen: „Wir beziehen außer den Fahrersitzen Spurstangen, Gelenkwellen, Sirocco- und Warmwasserheizungen, Wisch-Wasch-Anlagen und hoffen, für die Klappen des Gepäckraumes und des wartungsfreundlichen Elektrik-Kastens (5) die Stützen zu bekommen, die im TRABANT für die Hecktür verwendet werden.“

Der Reisebus 365 wie auch der neue Stadtverkehrsbus 415 („mobile H. 12/86) bestimmen zunehmend das Produktionsspektrum der Budapester Karosserie- und Fahrzeugwerke.

Unversehens standen die FW-Reporter einsam da: Vertreter des Leipziger Messeamtes waren gekommen, um Messegold zu überreichen (3).

Technische Daten: Länge – 10 980 mm; Breite – 2500 mm; Höhe – 3435 mm; Nutzlast – 3057 kg; Gesamtmasse – 14 057 kg; Motor – Sechszylinder-Reihendiesel (206 kW/280 PS); Höchstgeschwindigkeit – 109 km/h.

Klaus Hurrelmann (Text)
Detlef Christel (Fotos)

1

2

3

4

5

6

7

Am Ufer des Chuwsgul

Eine Reise ans
„Mongolische Meer“

Sprechen die Einheimischen von ihrem „Mongolischen Meer“, so meinen sie den See Chuwsgul – mehr als 22mal so groß wie die Müritz. Er ist umgeben von saftigen Bergwiesen mit wohlgenährtem Milchvieh darauf, ausgedehnten Wäldern und schneebedeckten Gipfeln. Eine Landschaft, die man mit dem Beinamen „Mongolische Schweiz“ schmückt. Geographisch exakt handelt es sich um den Chuwsgul-Aimak (Bezirk) im Nordwesten der Mongolischen Volksrepublik, dem der Chuwsgul seinen Namen gab. Dorthin hatten wir uns auf die Reise gemacht.

Ein Linienflug von Ulan-Bator über Balchan brachte uns nach Murun, ins Verwaltungszentrum des Chuwsgul-Aimaks. Von dort sind es noch rund hundert Kilometer in Richtung Nordosten bis zum großen See. Auf der ausgefahrenen Trasse kommen uns immer wieder schwere Ural-LKW entgegen. Sie bringen zumeist Treibstoff oder Baumaterial vom Hafen Chatgal in die Bezirkshauptstadt und die Stützpunkte der landwirtschaftlichen Genossenschaften.

Es ist September erst, aber der Geruch von Winter liegt schon in der Luft. In den Tälern stehen tiefhängende Wolken. Später mischen sich Regen, erste Schneeflocken und Dunstschwaden. Nach fünf Stunden Fahrt endlich ein Schild: Chatagal-Chot – Chatgal – Stadt (Foto unten: die ersten Häuser). Der Ort liegt 1660 Meter über dem Meeresspiegel und deshalb nicht selten in den Wolken. Umrisse von langen Bretterzäunen zeichnen sich ab, dahinter Holzhäuser, von denen träge Rauch in den Himmel aufsteigt. Der Anblick erinnert an Sibirien – bis dorthin ist es auch nicht weit.

Chargal, die Bezirkshauptstadt, liegt am Südzipfel des „Mongolischen Meeres“, von dem in der Ferne ein Stück zu erkennen ist. Vor dem alten Gästehaus erwartet uns eine Frau im schwarzen Mantel (Foto oben). Sie trägt – was hierzulande ganz selten ist – einen modischen lila Hut und strahlt auch sonst Selbstbewußtsein aus. Das ist Sermaa vom Stadtparteikomitee. Und wie meist, wenn man in diesem Land jemandem begegnet, sprudelt das Gespräch gleich los, zwanglos und ungeziert, wie zwischen alten Bekannten. Nach einem kräftigen Imbiß geht es quer durch die Stadt zum Chuwsgul. Auf dem Weg bringt Sermaa ein paar Informationen an den Mann. „Unser Aimak ist 110 000 Quadratkilometer groß – ein bißchen größer als die DDR“, sagt sie und beweist, daß sie sich auf unseren Besuch vorbereitet hat. 90 000 Menschen leben hier, die meisten von Viehzucht. Sie erzählt von den vielen Seen, von den Wäldern mit Rot- und Schwarzwild, Wölfen, Bären, Luchsen. Das Gebirge um den Chuwsgul ist bis über 3000 Meter hoch. „Auf unseren Bergwiesen halten wir im Sommer Yaks und prächtiges Milchvieh“, berichtet Sermaa. Unterwegs fallen uns im Zentrum des Ortes drei Gebäude ins Auge, die die anderen Holzhäuser um eine Etage überragen. Das sind die Neubauten der Oberschule, die 1984 fertig geworden sind, die besten Häuser am Platz.

Dann sind wir am Ufer des Chuwsgul, nicht weit ab vom Hafen. Zwischen ihm und dem nahe der sowjetischen Grenze gelegenen Turt am Nordende des Sees verkehrt in der warmen Jahreszeit die einzige Schiffahrtslinie des Landes. Auf der 130 Kilometer langen Route herrscht fast das ganze Jahr über Betrieb. Während der Winterperiode geht die Fracht per LKW über das Eis. Schwierig wird die Transport- und manchmal die Versorgungslage, wenn im Frühjahr und im Herbst die Schiffe noch oder nicht mehr verkehren, das Eis aber nicht stark genug ist, Lasten zu tragen. Diese Übergangszeiten, so Sermaa, sind für die 20 kleinen Betriebe der 5000-Einwohner-Stadt nicht immer einfach, denn auch die Landwege sind dann kaum passierbar.

Beim Anblick des Meeres denken wir sofort an Fische und Fischfang. „Natürlich kann man hier die besten Fische fangen, aber das setzt sich nur sehr langsam durch“, meint unsere Begleiterin. „Die meisten Landsleute sind da ganz konservativ, wollen alle nur Fleisch essen. Aber manche, die in der Sowjetunion studiert haben, die könnt ihr hier sehen – beim Angeln.“ Besonders im Frühjahr, so hören wir, gehen hier Lachse, Störe und Äschen leicht ins Netz, wenn sie vom Chuwsgul zum Baikal wandern. Auf der Rückfahrt begegnen wir Herden von Yaks und Rindern, die ins Tal getrieben werden (Foto rechts oben). Es wird Winter am Chuwsgul.

Peter Jastrow

Fotos: J. Kasper (3), P. Jastrow

Jeder siebenten Ehe in der DDR bleibt der Kinderwunsch versagt. Eine der Ursachen kann jetzt durch eine neue Operationsmethode beseitigt werden. Seit einiger Zeit werden in der Frauenklinik der Berliner Charité unter der Leitung von Prof. Dr. Hans Bayer Laserstrahlen als Geburtshelfer eingesetzt. FREIE WELT-Reporterin Sonnhild Kutschmar besuchte in Boxberg Frau Judith Opitz und ihr Baby, das sie nach einer solchen Operation gebar, und sprach mit Oberarzt Dr. Uwe Herrmann, der den Eingriff vorgenommen hat.

Laser-baby Fanny

Laserbaby Fanny

„Schatz, ich bin stolz auf dich!“ Mit diesen Worten umarmt Bernd Opitz am 9. November 1985 seine Frau. Überglücklich ist das Ehepaar über die kleine Fanny. Bei ihrer Geburt wog sie 3010 Gramm und maß 49 Zentimeter.

Vier Jahre lang haben der Boxberger Fernmeldemechaniker und Frau Judith vergeblich auf ein Kind gewartet. Nach einer Reihe von Untersuchungen lautete die Diagnose: Sterilität durch verklebte Eileiter, auch Tubenverschluß genannt. Unter den zahlreichen Ursachen für ungewollte Kinderlosigkeit, von der in der DDR etwa 200 000 Ehepaare betroffen sind, ist dies einer der häufigsten Gründe. Bereits geringe Störungen in den empfindlichen Eileitern, beispielsweise durch Entzündungen, die Verwachsungen ergeben, können zur Sterilität der Frau führen.

„Da kann nur die Charité helfen“, sagte der behandelnde Gynäkologe in Bad Muskau, erzählt uns Frau Opitz. „Er richtete ein Schreiben an die Berliner Kollegen. Mich aber bat er um Geduld; die Warteliste sei lang.“ Doch schon nach einem Vierteljahr wird das Ehepaar aufgefordert, nach Berlin zu kommen. Bald darauf liegt Frau Opitz auf dem OP-Tisch der Frauenklinik der Charité. In dieser Klinik arbeitet seit einigen Jahren ein junges Team unter Oberarzt Dr. Uwe Herrmann an einer neuartigen Methode, verklebte Eileiter wieder durchgängig zu machen. Die verschlossenen Stellen werden unter dem Mikroskop entfernt und die Eileiter mit feinsten Nähten wieder zusammengefügt. Gegenüber herkömmlichen Methoden, so meinen viele Experten, hat diese Technik den Vorteil, daß die dünnen Eileiter längere Zeit durchgängig bleiben. Dazu trägt der mehrere hundert Grad heiße Laserstrahl bei, der beim Schneiden des Gewebes die darin befindlichen Blutgefäße verschweißt. Der geringere Blutaustritt vermindert die Gefahr, daß die Eileiter erneut verwachsen.

Vier Monate nach der Laseroperation wird Frau Opitz schwanger. Voll Freude teilt sie das den Schwestern und Dr. Herrmann in Berlin mit. Er überzeugt sich im dritten Schwangerschaftsmonat von dem geglückten Eingriff. Judith Opitz entschließt sich, auch in der Berliner Frauenklinik zu entbinden. Vier Wochen vor dem Geburtstermin wird sie dort aufgenommen. In der 39. Schwangerschaftswoche ist es dann soweit. Mit dem Satz: „Schatz, mach's gut, ich entbinde jetzt“, verabschiedet sie sich von ihrem Mann. Wenig später ist Fanny auf der Welt.

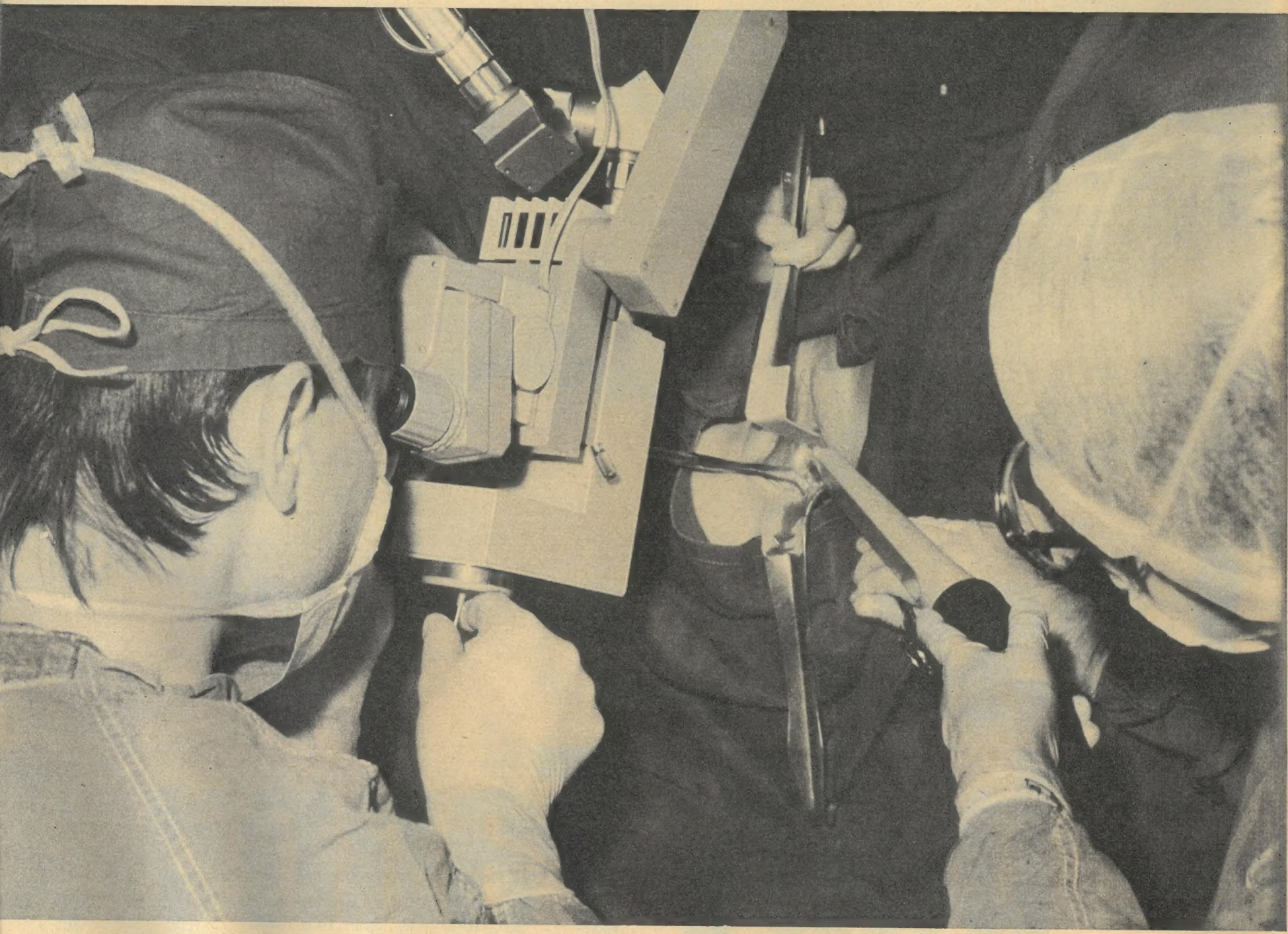
Laserstrahlen und Zukunftsmusik

Dr. Herrmann, seit 25 Jahren wird in der Medizin mit Laserstrahlung operiert. Wo setzen Sie als Gynäkologe Laser ein?

Nachdem der Physiker Maiman 1960 den Lasereffekt entdeckte, wurden Laserstrahlen erstmals 1961 in der Augenheilkunde angewandt. Als „Vater der Lasermedizin“ wird oft der Dermatologe Goldman bezeichnet, der mit dem Laserstrahl 1963 Tätowierungen beseitigte, was man übrigens bis heute macht. Inzwischen hat die Lasertechnologie in den unterschiedlichsten medizinischen Fachgebieten Einzug gehalten. Aus der Augenheilkunde, beispielsweise zum Anschweißen der Netzhaut, ist sie nicht mehr wegzudenken. Und doch stehen wir Mediziner in den meisten Disziplinen, so auch in der Gynäkologie, international noch in der Anfangsphase der Verwendung von Lasern. Gegenwärtig setzen wir Laser vor allem in der Krebsprophylaxe und bei Sterilitätsoperationen ein. Da haben wir, wie Sie an Fanny beschreiben, schon eine Reihe von Erfolgen erzielt.

Wird der Laser zum Allheilmittel gegen die Sterilität der Frau?

Seit einigen Jahren beheben wir an der Charité Eileiterverschlüsse mit lasermikrochirurgischer Operationstechnik. Eine Reihe zuvor steriler Patientinnen hat durch gesunde Kinder den Nachweis für den Erfolg unserer Methode erbracht. Und die ersten statistischen



Intensive Kontakte verbinden die DDR-Gynäkologen mit ihren sowjetischen Kollegen: Dr. Uwe Herrmann (links) und Professor Pobjedinski (zweiter von rechts). Bild unten: Lasereinsatz gegen Sterilität: Operation in der Frauenklinik der Charité.

Untersuchungen der Resultate nach solchen Eingriffen deuten auf eine Überlegenheit dieser Technik gegenüber herkömmlichen Operationstechniken hin. Doch das veranlaßt uns noch nicht zur Euphorie! Eileiterverschlüsse kommen in vielfältigsten Formen vor, wir sprechen von einer großen Variabilität der Befunde, die sich gegenwärtig nur grob klassifizieren lassen. Demzufolge ist eine lasermikrochirurgische Operation nicht in jedem Falle das geeignete Mittel und schon gar kein Allheilmittel. Trotz dieser Einschränkung muß ich auch sagen, daß man international festgestellt hat: Im Anschluß an Laseroperationen kommt es auch zu weniger Bauchhöhlenschwangerschaften.

Sicher standen derartige Fragen auch kürzlich auf dem internationalen Charité-Symposium „Lasergynäkologie" in Berlin zur Diskussion?

Anliegen dieses Treffens von Spezialisten war es, den Stellenwert des Lasers in unserem Fachgebiet zu bestimmen und über die effektive Anwendung sowie das methodische Vorgehen zu sprechen. Der Vorteil von Laseroperationen gegenüber herkömmlichen Operationsmethoden muß ja erst ausreichend bewiesen sein. Sonst würde man ja nur eine gegen die andere austauschen. Uns kam es in der Diskussion auch darauf an, die Vorteile der Lasertechnik zu zeigen.

Worin bestehen diese Vorteile?

Am häufigsten wenden wir in der Medizin gegenwärtig Kohlendioxid-, Argon- und Neodym-Yag-Laser an. Alle sind sie schmerzarm einsetzbar. Das bedeutet, der Schmerz nach der Operation verringert sich, weil durch den Laser das Gewebe weniger verletzt wird. Durch die schon erwähnten mehrere 100 Grad hohen Temperaturen des Laserskalpells kann der Schnitt steril gehalten werden. Die Wunde heilt deshalb mit minimaler Narbenbildung ab. Beim Schneiden ist der Blutverlust geringer. Der operierende Arzt kann genauer arbeiten, hat eine bessere Übersicht. Ein großer Vorteil besteht darin, daß man mit Laserstrahlen an sonst schwer zugänglichen Stellen wie in der Luftröhre, Blase, Gebärmutter operieren kann. Es ist heute möglich, den Laserstrahl endoskopisch anzuwenden, das heißt, er wird durch eine Optik in diese Körperhöhlen geführt, damit werden große chirurgische Eingriffe entfallen. Neben den genannten thermischen Effekten gibt es weitere Lasereffekte. Bei sehr kurzzeitiger Einwirkung, beispielsweise auf verwachsene Eileiter oder verstopfte Blutgefäße, könnten derartige Laser – ohne Schnitt – eine trennende mechanische Wirkung ausüben. Doch das ist noch Zukunftsmusik.

Auf dem Symposium sprach auch Professor Pobjedinski. Wo setzen die sowjetischen Gynäkologen Laser ein?

Professor N. M. Pobjedinski ist Direktor der 1. Moskauer Frauenklinik. Seit zwei Jahren wendet er Laser zum Verhüten von Brustdrüsenentzündungen im Wochenbett an. Wöchnerinnen mit oberflächlichen Einrissen in den Brustwarzen werden vorbeugend mit niederenergetischer Laserstrahlung behandelt. Ergebnis: Seit dieser Zeit gibt es in seiner Klinik keine Mastitis mehr. Auch die gelegentlich schlecht heilenden Dammschnitte (notwendig mitunter bei der Geburt) bestrahlt Professor Pobjedinski prophylaktisch mit dem genannten Laser. Es treten danach weniger Wundheilstörungen auf. In der Sowjetunion hat man auch schon Fisteln im Genitalbereich erfolgreich mit Laserstrahlen behandelt.

Sie haben langjährige Verbindungen zum Forschungszentrum für Laserchirurgie in Moskau. Welcher Art sind diese Kontakte?

Vielleicht ein Beispiel: Im vorigen Jahr haben wir im Forschungszentrum, das der weltbekannte Laserpionier Professor O. K. Skobelkin leitet, gemeinsam die erste lasermikrochirurgische Sterilitätsoperation durchgeführt. Dazu nahmen wir unser Operationsmikroskop und den Mikromanipulator, beide hergestellt im VEB Carl Zeiss Jena, mit und koppelten sie in Moskau an das sowjetische Kohlendioxid-Lasergerät. Leider weiß ich nicht, ob die von uns operierte Patientin inzwischen auch schon ein Baby bekommen hat.

Fotos: Martina Kaiser (Aufmachungsfoto); Dr. Uwe Herrmann; Charité

Im nächsten Heft:

Vom Knüppeldamm zur Flanierstraße

Wo Puschkin auf sein Duell wartete und Lenin die Krupskaja kennenlernte … Der Leningrader Newski-Prospekt – Geschichte und Geschichten einer berühmten Magistrale.

Foto: L. Willmann

Im Roten Becken

Besuch bei Bauern in der chinesischen Provinz Sichuan – eines der reichsten Landwirtschaftsgebiete in der Volksrepublik China.

Foto: G. Wolfram

Neue Memoiren-Serie

Der ehemalige langjährige Intendant der Deutschen Staatsoper Professor Hans Pischner erinnert sich an seine Begegnungen mit berühmten Künstlern im In- und Ausland.

Landung auf Spitzbergen

Bei sowjetischen Bergleuten von Barenzburg und Piramida.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Illustration: Peter Muzeniek

Januar 1987

M	D	M	D	F	S	So
			1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31	

Februar 1987

M	D	M	D	F	S	So
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 42 – will euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn ihr die sechs Teile sammelt, könnt ihr euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedes Mal mitmacht – das hier ist bereits die vierte Fortsetzung – habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir euch Völker vor, die im europäischen Teil der Sowjetunion wohnen. Es sind: die Nenzen, Kalmyken, Komi-Permjaken, Komi, Abasiner und Karelier.